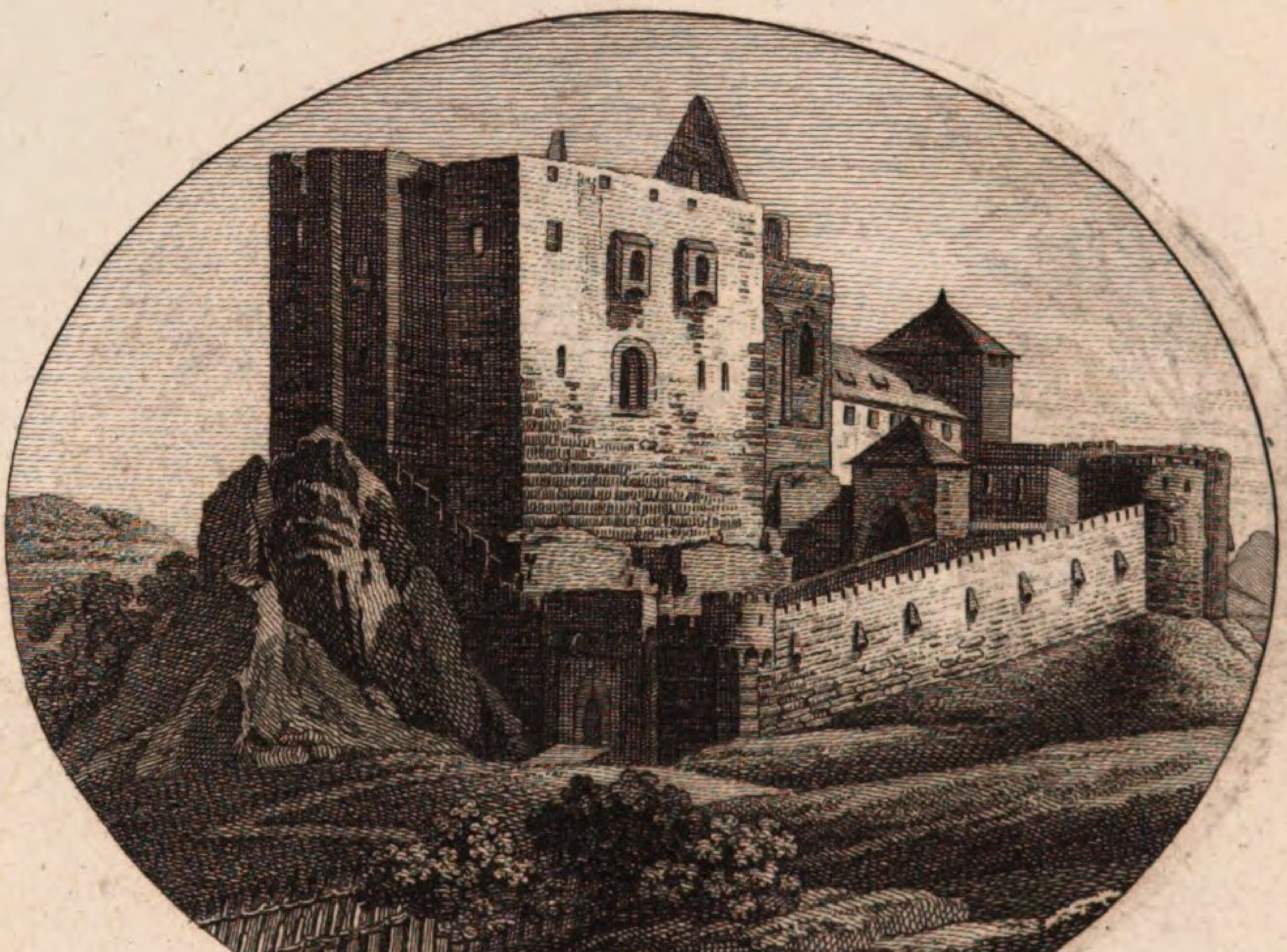
R

Taschenbuch für FREUNDE schöner vaterländischer GEGENDEN.

Vom Verfasser
der Streifzüge nach Venedig und Istrien.



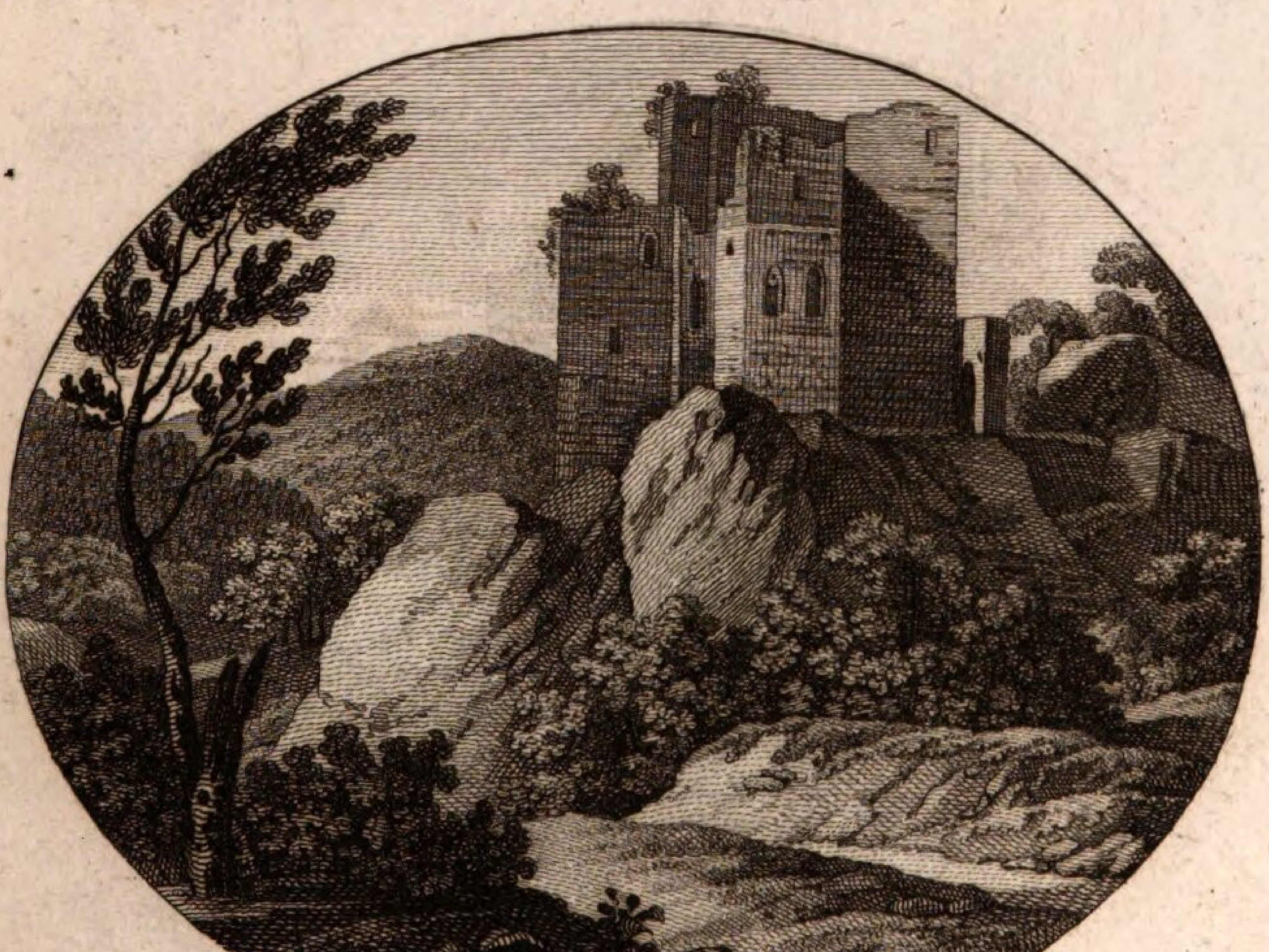
Veste Lichtenstein.

Zweyter Jahrgang.

Wien, 1806.
Im Verlage bey Anton Doll.

Mahlerische STREIFZÜGE durch die interessantesten Gegenden UM WIEN.

Vom Verfasser
der Streifzüge nach Venedig und Istrien.



Johannstein am Sparbach.

Zweytes Bändchen.

Wien, 1806.
Im Verlage bey Anton Doll.

Zweiter
mahlerischer Streifzug
nach
Baden, Heiligen-Kreuz, Brühl und Medling.

Der poetische Pilger.

Von innerm hehren Aetherglanz umflossen
Schwebt er den Pfad des Daseyns leicht hinan;
Des Lebens Spiel liegt vor ihm ausgegossen
In sanfter Klarheit einer Sternenbahn.
Er schauet kreisend unter sich es walten,
Von Kraft und Kampf rauscht stürmisch das Gefild,
Und in der Fluth verschlungener Gestalten
Erblickt er streitend bald sein eigen Bild.

Wie fert'ge Schwimmer, die kaum untersanken,
Hingleiten itzt auf silb'ner Wellen Saum:
So taucht er sich bald in des Lebens Schranken,
Bald schwebt er hoch im freien Geisterraum.
Hier löset sich, was ihn dort drückt und quälet,
Und dem er selbst die Schreckensfarben lieh;
Das Reich des Kampfs, der Leidenschaft erhellet
Hier glänzend sich zum Reich der Harmonie.

In ewiger Bewegung ewig leben
Sieht er die Eine Urkraft der Natur;
Der einzeln Theile scheinbar Widerstreben
Erhält das All in steter Dauer nur.
Das Böse selbst, des Lebens Mühen schwinden
Vor dem, der trotzend sie nicht anerkennt,
Und Schmerz und Lust, und Leidenschaften gründen
In dem kein Reich, der sie Ideen nennt.

So wallt beglückt er durch der Erde Fluren,
Zum Tempel klärt sich jedes Thal ihm auf;
Zerstörung selbst zeigt ihm der Schönheit Spuren,
Zeigt nur der Urkraft regen Zirkellauf.
Des Menschen Ernst wird ihm ein Spiel der Bühne,
Die Szenen bilden Stadt und Berg und Hain;
Er selber tritt mit ruhevollem Sinne
In jener Spieler laute Reihen ein.

Des Schicksals Macht kann er nicht widerstehen,
Doch, Schöpfer selbst durch seine Phantasie,
Läßt er der Schönheit Schleier sie umwehen —
Zum Lilienstab des Oberon wird sie!
Gebildet bildend wahrt er sich sein eigen,
So wird er Sieger der Nothwendigkeit;
Des Neokliden sel'ge Götter neigen
Sich dem Genossen ihrer Göttlichkeit.

———

Baden.

August 1805.

Fruchtbare Hügel hinab führt der Weg von Vöslau nach Baden. Kornfelder und Weingärten umgeben die Straße in buntem Gemenge, Obstbäume durchkreuzen beide in regellosen Gruppen, und köstliche Wiesen gewähren heitere Ruhepunkte in der gedrängten Fülle der Landschaft. Zur Linken und vorwärts erheben sich waldichte Gebirge, rechts dehnt sich die große pannonische Ebene aus.

Allmählich windet sich die Stadt aus ihrer Vertiefung hervor. In dem Nebelmeere, das die

Abendsonne mit Gold und Purpur bestreut, schwebt sie wie eine Gallione; die Thürme werden zu Masten, die fliehenden Wolken zu Flaggen und Segeln, und man sehnt sich an Bord dieses Registerschiffes, um mit nach dem Eldorado des Lebensgenusses zu steuern. Aus der Nebelfluth ragen jenseits auf waldichten Bergen besonnte Ruinen empor; zwischen ihnen zieht sich einwärts ein romantisches Thal, dessen Hintergrund steile Gebirge mahlerisch scheiden. Eine seelenvolle Ruhe dämmert aus der blauen Ferne auf, und ergießt sich verklärend über das Ganze. Seitwärts der Stadt erhebt sich der Kalkhügel, der die heilenden Quellen bedeckt. Von der Dünste blassem Silberflor umschleiert, steht er da, wie ein verhülltes Riesenbild der Nymphe des Heilquelles; eine hehre Erscheinung unter dem großen Purpurzelte des Himmels.

Wie äußerst interessant sind doch Orte mit Gesundbrunnen und Bädern! Schon von der Natur selbst durch eine fühlbare Wohlthat ausgezeich-

net und geheiligt, sind sie der Mittelpunkt der Hoffnungen so vieler Kranken, der Segnungen so vieler Genesenen, der Wünsche so vieler Gesunden. Unter den frommen Seufzern nach Gesundheit erheben sich die eiteln Ansprüche des Vergnügens; während Tausende zu ihnen als zur Quelle neuer Lebenskraft wallfahrten, ziehen andere Tausende dahin, als zur Quelle neuer Lebensfreuden. An demselben Orte, wo die Einen Hülfe für den siechen Körper suchen, hoffen die Andern Heilung für die kranke Seele. Bekanntschaften werden da in einem Augenblicke gemacht, die oft durchs ganze Leben Einfluß haben, und manches leere Herz kehrt voll, aber auch manches volle leer zurück. Der Schmerz wird nicht erbittert durch den Anblick der rauschenden Freude, die Freude nicht gedemüthigt durch die Gesellschaft des klagenden Schmerzes. Beide scheinen an dem heiligen Orte von ihrem Wesen zu verlieren; ausgesöhnt haben sie sich am Altare der Natur, um durch wechselseitiges Geben und Nehmen in Harmonie sich aufzulösen.

Während noch die eine Hälfte Badens von den Genüssen des vergangenen Tages ausruht, und die andere in die Bäder eilt; während der Marktplatz mit den edelsten Früchten sich füllt, die der heiße Boden, wie Italiens Klima, hier schöner und saftiger als im übrigen Oesterreich erzeugt, kann der Neuangekommene, der weder müde noch heilungsdürftig ist, in der Stille der Morgenstunden nichts Besseres thun, als die Ruinen der benachbarten Schlösser besuchen. Die Stadt selbst ist in diesen Stunden genußleer, wie der Kopf eines Wüstlings nach einer durchschwärmten Nacht, und die Kühle des Morgens ganz geeignet, kleine Bergreisen zu unternehmen.

Es ist doch ein mächtiger Unterschied, wie der Jüngling und der Mann bei Sonnenaufgang empfindet. Mit jeder Morgenröthe geht jenem noch ein Lichtreich voll Ahnungen und Hoffnungen auf, ihm lacht selbst das Leben noch im Purpurschimmer einer Aurora. Mit einer überschwenglichen Heiterkeit sieht er hinaus von den Hügeln seiner Phan-

tasie in die Thäler des Lebens, sie erscheinen ihm als ein glänzendes Meer von Genüssen; der Nebel, der darüber liegt, entzieht ihm noch den Anblick ihrer Beschwerlichkeiten, und quält ihn etwas, so ist es jene unnennbare, verzehrende Sehnsucht, sich in das All hinein zu stürzen, und eins zu werden mit ihm zum ewigen Genusse. Nicht so der Mann, der in des Tages Hitze jene Thäler durchwandert hat, und sie nun von einem erhöhten Ruhepunkte überblickt. Ihn täuscht nicht mehr der bunte Schmelz der Farben, mit dem der Nebel wie ein Chamäleon glänzt; er hat den Schleier und mit ihm seinen Hoffnungshimmel zerrissen. Mit erstarrter Empfindung sieht er ein Schauspiel erneuern, das ihm keine selige Täuschung mehr schenkt; für die Trauben des Berges, für die Früchte des Thals und für die Thiere der Heide sieht er den Morgenhimmel sich röthen, aber in seinem Innern entglüht keine Aurora mehr. Kann er nicht zur Poesie das Leben erhöhen, kann er nicht die Erscheinungen, die ihn beherrschen wollen, zu Gegenständen seiner Beherrschung machen, und

ihr Düster durch das Zauberlicht der Phantasie zu Genüssen erhellen: so wird die Nacht seine Freundin, sie entschädigt ihn für die Lasten des Tages, sie entspricht dem Dunkel in seinem Innern, und ist ihm heilig als die ewig erbarmende Mutter, in deren Schooß alle Wesen zurücksinken.

Rauhenstein.

Das Föhrenwäldchen ist zurückgelegt, und mein Fuß tritt auf die aufgelösten Trümmer einer Burg, die einst der Stolz ihrer Bewohner, der Schutz dieser Thäler war, zu denen sie den Eingang verwehrte. — Der Schutz? vielleicht auch der Schrecken. Wer sagts dem Wanderer? Der eherne Fuß der Zeit zertrat sie zu Ruinen, ohne darauf Acht zu nehmen, und das Alter macht sie ehrwürdig, ebenfalls ohne Rücksicht.

Stolz erhebt sich die Veste auf pyramidenförmigen Felsstücken. Schon im Jahre 1178 kommt

ein Heinrich von Ruchenstaine in Urkunden vor; aber von ihrer vorigen Pracht zeugen nur die festen bezinkten Ringmauern mehr, und die geweißten Außenwände des Wohngebäudes, das ein Werk neuerer Zeiten scheint. Unter den innern Schutthaufen haben sich die Arbeiter Schlafstellen errichtet; lebhafte Bilder von den Wohnungen der Araber in den Ruinen der ägyptischen Städte. Nur der große viereckichte Thurm steht noch ganz da; ihn haben die Herrn Mühlbeck und Hebenstreit von dem Besitzer aller drei Schlösser, Freiherrn von Dobblhof gepachtet, um da Flammenruß hervorzubringen, wo einst die Schatz- und Waffenkammer der alten Ritter war. Schönes Bild der Vergänglichkeit; so geht alles in Rauch auf!

Den Flammenruß zu erzeugen, kaufen die Unternehmer die Schlacken des Föhrenharzes, aus dem der Terpentin bereits herausgezogen wurde, vermengen sie mit Föhrennadeln, und zünden sie an. Ein dicker Rauchqualm erhebt sich, und setzt an dem hohen innern Gemäuer des Thurms

den Ruß an, der dann, wenn er dürr ist, abgelö-
set wird.

Die jetzigen Eigenthümer dieser Fabrik gestatten gewöhnlich Niemanden den Eingang in das Innere des Schlosses. An den Ruinen des äußern Wartthurms, an dem Schutte des Vorhofes muß der neugierige Wanderer sich begnügen; doch kann er, wenn es die Jahrszeit gestattet, mit Eröffnung der Haselnüsse, die er daselbst antrifft, für die Nichtöffnung des Burgthors sich entschädigen. Ich selbst sah das Innere von Rauhenstein schon vor mehreren Jahren; damahls empfing mich ein artiger junger Mann, ganz schwarz gekleidet, wie es das Werk seiner Hände erheischt. Als ich ihn wegen seiner einförmigen Beschäftigung, und abgeschiedenen Lebensart (denn er wohnte noch selbst unter den Ruinen) bedauerte, versicherte er, sehr glücklich zu seyn. Die Woche hindurch beschäftigte ihn sein Gewerbe, an Feiertagen sein Garten.

Einen Garten hieroben! — sagte ich voll Erstaunen, und folgte ihm über ungeheuere Steinmassen, durch Klüfte des Felsens und Risse des alten Gemäuers. Wir betraten einen grünen Platz, zwar nur von einigen Quadratklaftern im Ganzen, den man aber doch auf ein Mahl nicht übersehen konnte, weil er sich um die Ecke des Berges herumschlang, und durch manche Felsenspitze unterbrochen ward. Im Rücken erhoben sich steile Steinwände; von vorne bildeten niedrigere Felsen eine natürliche Balustrade, und hohe Föhren warfen kühlenden Schatten auf dieses steinichte Arabien. „Da liegt," sprach er mit innigem Vergnügen, mein Garten, den gewiß Niemand ersteigt, und zu dem ich der erste die unzugänglichen Felsen sprengte. Welcher Park kann es mit ihm in der Aussicht aufnehmen? Da hinaus die ganz in Dünste gehüllte Stadt, und die vielen Orte der fruchtbaren Ebene; dort gegenüber Rauheneck mit dem dreieckichten Thurme, und hier hinein, gerade unter der Föhre hin, die so kühn über die Felsen sich hinausbeugt, das schöne Thal von St. Helena.

Wie die Arme des Flusses im Golde der Morgenröthe gleich buntgefleckten Nattern durch die Wiesen und Auen sich hinwinden! Jetzt ist es Morgen; kommen Sie Abends, wie verändert werden Sie die ganze Landschaft erblicken! — Doch diese immer neue Ansicht ist nicht mein einziger Genuß. Die Obstbäumchen hier habe ich selbst erst gepflanzt, und auch diese Weinstöcke sind Zöglinge meiner Hände. Seit vier Jahrhunderten, wo der ganze Berg, der jetzt nur Föhren tragt, mit Reben belegt war, sind das die ersten wieder, und sie gedeihen recht gut; ich selbst trug in müßigen Stunden, wie ein Tiroler, die Erde dazu herauf. Wenn sie erst einmahl größer werden, dann wölb' ich mir eine Laube, und rauche in ihrem Schatten, der schönen Aussicht gegenüber, die Abende hinweg. Uiberdieß habe ich hier die Jagdbarkeit; da lehnt meine Flinte, mit der ich bald Falken, bald wilde Tauben herab schieße, und das Echo, das der Knall verursacht, ist die reitzendste Jagdmusik. — Glauben Sie nun noch nicht, daß ich hier sehr zufrieden lebe? — "

Dreimahl Glücklicher! dacht' ich, eher hat dich die Natur als die Philosophie ihre Jünger gelehrt, selbst in der größten Beschränktheit keine Schranken zu fühlen, und durch Genügsamkeit reich zu seyn! — Wie mag dein semiramidischer Garten jetzt aussehen? Ich hätte ihn so gerne noch einmahl betreten! —

Scharfeneck.

Mit dem unangenehmen Gefühle vereitelter Hoffnungen war ich zurückgegangen ins Helenenthal, wo bei dem neuen Casino ein Steg ans jenseitige Ufer führt. Grüner erheben sich da die Hügel; aber nur einzelne Föhren und Buchen beschatten sie; größten Theils sind sie blos mit Himbeer = und Brombeersträuchen bewachsen, zwischen denen die köstliche Erdbeer, dieser bekörperte Veilchengeruch duftet. Kein Fußpfad führt mehr zu den Ruinen von Scharfeneck, dem westlichen der drey Schlösser, das gerade auf die Klause herab sieht. Aber es sind nur Spuren von Ruinen, so sehr hat sie

die Zeit zernichtet. Nichts als drei einzelne niedrige Mauerreste lassen muthmassen, daß hier einst eine menschliche Wohnung stand, wo nun üppig und frey die Föhre sich erhebt. Selbst vom Schutt sieht man wenig mehr, alles ist mit Erde überdeckt. Aber wenn anders nicht die Spitze des Hügels eine starke Veränderung litt, so kann die Burg, wenn sie dieselbe auch ganz einnahm, nie groß gewesen seyn. Sie kommt in den Urkunden erst seit dem Jahre 1440 vor, und scheint immer als Nebenbesitzung zu andern Schlössern, vorzüglich zu Rauhenstein gehört zu haben. Der vereinigte Besitz dieser zwei Vesten war auch erforderlich, den Eingang in dieses Thal zu beherrschen, das von jeher wegen seines Holzreichthums und seines Weinbaues von Bedeutung gewesen seyn muß. Herr Schenk versichert nach Heiligen-Kreuzer Urkunden, daß es einst ganz mit Weinreben besetzt war. Warum erhebt man es nicht aufs Neue aus seinem Zustande nutzloser Verwilderung, da der Boden nicht zu steil, und zum Weinbaue vortrefflich geeignet ist?

Von der Lindkugel (dem Lindkogel), auf der Scharfeneck liegt, führt ein angenehmer Weg auf der Leiten, dem schönen rechten Ufer der Schwöchat, zu den Ruinen von Rauheneck. Man kann auch jenseits der Lindkugel dahin kommen, wenn man den wildverwachsenen Waldweg nicht scheut.

Rauheneck.

Sanft erhebt sich der Berg; man geht hinauf in beständigen Schatten. Wenige Schlösser gewähren einen so mahlerischen Anblick, wie diese herrlichen Ruinen. Wenn man in den äußern Vorhof getreten ist, so verweile man auf dem freien Platze des Zwingers, wo zur Rechten die verfallene Kapelle, kennbar durch das Kreuz ober dem Eingange, zur Linken die vermuthliche Wohnung des Priesters steht. Nichts übertrifft den Anblick, den auf diesem Standpunkte das Thor in das Innere des Schlosses gewährt. Kulissen ähnlich treten auf beiden Seiten die Quer-

wände der alten Gebäude hervor, und bilden eine immer mehr sich engende Vertiefung von beträchtlicher Länge. Die Mauern längs des Thorweges sind zusammengestürzt, und verschaffen durch den freien Einfall der Strahlen der Morgensonne eine magische Beleuchtung. Ganz im Hintergrunde erhebt sich in hoher Majestät, eine Pyramide Aegyptens, der dreieckichte stumpfe Thurm. Ist durch den Bogen des Thors sein oberes Ende gedeckt, so erscheint er als ein ungeheurer Koloß, dessen Spitze sich in die Wolken bergen muß.

Man kann sich nicht losreißen von dem göttlichen Theater, das die Zeit im Zerstören erbaute. Gleich den Riesen der Vorwelt stehen hochstämmige Föhren auf der verlassenen Bühne; ihre Aeste rauschen geheimnißvolle Geistertöne, ihre Wipfel neigen sich, betrachtend des Schicksals unerklärten Gang. Unaussprechbar ergreifend wird der Anblick, wenn der Mond aufgeht, und durch die Ruinen links seine schwankenden Lichtgestalten

in das Dunkel der Szenen zaubert. Die Geister der Burgfrauen schweben flüchtig am alten Gemäuer hin durch die luftigen Hallen; ernster und sinnender schreiten die Ritter auf. Aus ihrer Mitte ragt eine hohe Greisengestalt hervor, die mit sehnsuchtsvollem Blick nach der Zinne des Thurms hinauf sieht, wo leichtsinnig und vermessen eine junge Föhre auf ihre Erzeuger hinabblickt. „Wie oft noch“ seufzt er „werd' ich bei jedem Blitzstrahl für dein Leben zittern, wie oft bei jedem Mitternachtssturm angstvoll zu dir hinauf blicken, ob er dich nicht entwurzle, und bei jedem winterlichen Krachen, ob der Dezemberfrost dich nicht spalte! Noch ein langes Jahrhundert wird vergehen, eh dein Stamm zum Fällen dick genug wird; noch ein Menschenalter dann, bis das Kind, das in einer Wiege aus deinem Holze geschaukelt werden soll, zum Manne reift, und nach des Schicksals Wort den Fluch als Priester löst, der hier mich ruhelos gefesselt hält!“

So hören den Spuckgeist oft die Holzhauer klagen, die um Mitternacht vorbeigehen. Sie schaudern, segnen sich, und eilen bethend vorüber.

Aeußerst massiv und ehrfurchterweckend ist der Bau dieses Thurms. Errichtet, um gegen jeden irdischen Feind geschützt zu seyn, und wenn auch die Burg erobert würde, sich darin noch zu vertheidigen, hat er selbst die Anfälle der Zeit besiegt. Er hat nur drei Seiten, wovon jede der äußern über sechs, die innere aber, die mit dem Schlosse in Verbindung stand, bei sieben Klafter ihrer ganzen Höhe nach breit ist. Er wurde bloß aus Quadersteinen erbaut, wenigstens durchaus damit bekleidet. Die Mauern haben acht Schuh in der Dicke. Man erblickt am Thurme nirgends Fenster, bloß Schießscharten, und einen einzigen Eingang, der aus dem zweiten Stockwerke der Burg, wo den hohen Fenstern nach der Prunksaal war, dahin geführt haben muß.

Das Gebäude der Burg ist von beträchtlichem Umfange; es hat drei innere Quermauern und scheint da, wo der Berg sich in einen Abhang verliert, vier Stockwerke hoch gewesen zu seyn. Auch zu demselben wurden viele Quadern verwendet; auf einem ist ein Menschengesicht ausgehauen. An der andern Seite des Thorweges standen niedrigere Gebäude für die Dienstleute und die Ställe. Die Ringmauern der Burg reihten sich an den Thurm, ohne ihn ganz einzuschließen.

Es muß eine prächtige Veste gewesen seyn, wie sie Johann Turso im Jahre 1385 aus der Zerstörung hervorgehen ließ, worein die stürmenden Wiener sie einige Jahre vorher gestürzt hatten, um ihren unruhigen Besitzer, den jungen Pillichsdorfer, zum Frieden zu zwingen. Ihre erste Entstehung verdankt sie vermuthlich dem Anfange des zwölften Jahrhunderts; schon 1136 kommt ein Hartung von Ruchenegke in Urkunden vor.

Ich verließ das Innere des Schlosses und trat wieder in den Thorweg. Welch' ein zauberisches Panorama umgab mich! Rechts erblickt man Baden, und sieht mit stolzer Empfindung auf das viel tiefer liegende Rauhenstein hinab; links öffnen sich unbewohnte, romantisch wilde Thäler. Gerade vorwärts gewährt nun das Thor eine eben so reitzende Perspektive nach außen, wie beim Eintritte nach innen; sein beschränkter Raum drängt eine unbeschreiblich schöne Landschaft in ein Gemählde zusammen, und dient diesem zur Einfassung. Die Helenenkirche, die Häuser am Urthelstein, die Klause, die Ruinen von Scharfeneck sind mahlerisch vertheilt, um den Reitz des Helenenthals zu heben, hinter dem sich waldichte Berge zu einem Halbmonde reihen. Der Himmel ist vom Bogen des Thores verdeckt. Man glaubt durch ein Fenster in eine große Rotunde der Natur zu blicken.

Was für ein Genuß das seyn muß, so zu wohnen! Kann das für Geist und Körper gleich-

gültig seyn, ob man die ersten Eindrücke in solchen Adlersitzen, oder in unsern Taubenschlägen empfangt, wo man sich bequem aus den Fenstern über die Gasse die Hände reichen kann? — Ich hoffe noch immer von unserer Kultur, daß sie uns gebildet in die Felsensitze zurückführen wird, aus denen sie uns roh herabzog.

Sooß.

Ich war indessen den Kaltenberg, auf dessen südöstlicher Spitze Rauheneck liegt, an seiner südlichen Seite hinabgegangen. In einer Viertelstunde erreicht man Sooß, ein melancholisches, dem Religionsfonde gehöriges Dorf, das Reste seiner Ringmauern und Thore als Beweise zeigt, daß es im dreizehnten Jahrhunderte von mehr Bedeutung gewesen ist. Sonderbar, in einem engen Raume liegen mehrere Orte, die alle vor 500 Jahren größer waren als jetzt. Salenau, Gainfahren, Reisenmarkt, Sooß, Pfaff-

stätten, alle weisen Zeichen ihres ehemahligen weitern Umfanges, alle waren einst ansehnliche Flecken, und sind jetzt Dörfer. Das schöne Thal längs der Schwöchat war mit Reben bepflanzt, und liegt itzt öde. Die Geschichte liefert glänzende Beschreibungen von der hohen Kultur Oesterreichs unter den Babenbergern vor mehr als einem halben Jahrtausend; und in unsern Zeiten findet man in der Nähe von Wien Ruinen. Wenn man damahls ein Land wegen seines Wohlstandes preisen wollte, so verglich man es mit Oesterreich. Die Kreuzzüge verschafften ihm Absatz seiner landwirthschaftlichen Erzeugnisse, und bereicherten es mit morgenländischen Produkten, worunter schon damahls der Safran sich befand. Diese glücklichen Umstände, die günstigere südliche Lage dieser schönen Donaugegenden und geistvolle Regenten belebten den Fleiß der Einwohner und halfen Ackerbau und Industrie vervollkommnen. Aber die Bürgerkriege unter der kraftlosen Regierung Friedrich des IV., der den Landfrieden so wenig aufrecht erhalten konnte, daß seiner eige-

nen Gemahlin Eleonora Kammerwagen von Wilhelm von Puchheim, Besitzer von Rauhenstein, im Jahre 1469 ausgeplündert wurde; die darauffolgenden Einfälle der Osmanen, die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und häufigere Pesten haben Oesterreich in eine Barbarei gestürzt, aus der es erst langsam unter Carl dem VI., der uns wieder Straßen gab, und mit Riesenschritten unter der großen Theresia, Joseph und Franz sich heraus wand.

Die Schelmhöhle.

Ich hielt mich zwischen Sooß und dem Fusse der Gebirge, und streifte durch die Weinberge hin. So kam ich zu einem Wege in ein Thal, das mit dem dichterischen, bedeutungsvollen Nahmen Schelmloch prangt. Eh man noch das Thal betritt, ist eine Tropfsteinhöhle des Beschauens werth; nicht sowohl wegen ihrer Größe, als weil sie bei Wien die nächste dieser Art ist. Sie war das Ziel meiner Wanderung.

Durch einen sehr unbequemen Eingang kroch ich in eine Art Vorhöhle, wo man Licht machen muß, wenn man das Innerste dieses Naturtempels, die zweite Höhle nähmlich, die eigentlich sehenswürdig ist, beschauen will. Eine äußerst enge, ziemlich tiefe Oeffnung, der ersten gegenüber, führt dahin, und zeigt dem überraschten Auge den Anblick schimmernder Felsschluchten, und den Glanz eines Diamanten-Pallastes der Gnomen. Wenigstens würden Manche unserer guten Voraltern auf die Aechtheit der Steine geschworen haben; aber in unsern Tagen, wo mit dem Glauben auch die Feenpalläste all' eingestürzt sind, hält man es für Stalaktit oder Tropfstein, den das durchs Kalkgebirge durchsinkende, mit Kalk geschwängerte Wasser ansetzt, während es selbst in schweren, monotonischen Tropfen zur Erde fällt, und daselbst eine neue schimmernde Kruste bildet.

Mit beklemmter Empfindung zog ich mich aus dieser Grotte zurück, welche die Schelmhöhle

heißt. Welch ein Abstand gegen die stundenlangen Riesengrotten in den romantischen Thälern der Krain!

Der Feldpater.

Aufs neue angeweht von tausend Wohlgerüchen, umtönt von der Vögel Chören, leichter athmend in dem freien, reinen Aether, senkte ich mich nieder auf weiches Moos in der Buchen feierlichem Dunkel. Mit innigem Behagen sog ich die Lichtströme der holden Sonne wieder ein; wie die Pflanzen sehnet sich der Mensch nach ihren milden Strahlen. Die schwarzen Bilder, aus dem Schooße der Nacht mitgebracht, entschwanden, und ich hing mit allen Sinnen wieder an dem Gemählde voll Fülle, Leben und Bewegung, das die etwas tiefer liegende Gegend darbot. Zum Mittagsmahle kehrte der Pflüger heim, länger arbeitete der ärmere und fleißigere Winzer. Dieses zusammenhangende Leben, das aus der äu-

ßern Welt, wie aus einem einzigen Ganzen und mit einem einzigen großen Ausdrucke uns anspricht, dieses stete Reiben aller Kräfte mitten in der anscheinenden ewigen Ruhe des Ganzen — wie ähnlich, wie Eines mit dem innern Leben des Menschen, mit dem Kampfe seiner unbefriedigten Kräfte und der ewig regen Sehnsucht im Gemüthe, während Ruhe und Frieden auf seiner Stirne glänzen.

Wie eine Erscheinung trat ein ehrwürdiger Greis vor mich hin. Kenntniß des Menschen und Theilnahme an seinen Leiden sprach sich in seinem Gesichte aus; in der Hand hielt er Kräuter, die er eben gesammelt hatte. Der gemeinschaftliche Rückweg machte uns zu Gefährten.

Er war Feldpater bei einem Regimente, das größten Theils aus Polen bestand, und gebrauchte mit mehreren Kranken das Bad. Was menschliches Elend sey, hatte er im höchsten Grade erfahren; denn die ungebildetesten Soldaten leiden gewöhnlich mehr als andere. Hunger und

Durst, Hitze und Kälte, die Gefahren des Schlachtfeldes, und was härter als alles ist — das nahmenlose Elend eines Spitales hatte er treu mit seinen Soldaten getheilt; wie Griechenlands Priester in jener schönen Zeit, wo man wenig Mittel bedurfte, weil es wenig Uibel gab, war er ihr Rathgeber, ihr Seelentröster, der Arzt ihrer Wunden. Und dennoch hatte der häufige Anblick des Elendes ihn nicht gleichgültig dagegen gemacht; immer sich gleich bleibend ergab er sich seinem hohen aber traurigen Berufe mit stiller Resignazion. Abgeschnitten gewöhnlich von allem Umgange mit gebildeten Menschen, suchte er in den Armen der Natur Aufheiterung und Ruhe für sich, heilsame Kräuter für seine leidenden Brüder.

Er führte mich in seine Wohnung im Petersbade. Ein kleines Dachstübchen zeigte sich, tapeziert mit den Zweigen aller Gattungen Bäume, behangen mit allen Arten dorrender Blumen und Kräuter. Ein Koffer, eine kleine Feldküche, ein Flaschenkeller, einige Bethbücher in illyrischer

Sprache und ein Crucifix waren nebst einigen chyrurgischen Instrumenten alle seine Möbel.

Welch ein verehrungswürdiges Wesen ist der Mensch, aufrechtstehend und seines Werthes sich bewußt, unter dem Drucke eines widrigen Schicksals! — Eben die Beschränktheit seines Looses, die so drückend erscheint, gibt ihm Kraft und Muth es auszufüllen, gibt ihm das selige Bewußtseyn, es ausgefüllt zu haben. Wie beschämt erblickt der ewig strebende, über seiner Bestimmung in stetem Zweifel schwebende Geist diesen Mann am erreichten Ziele der seinigen, frei sich begnügend in den engen Gränzen, die ihm die Nothwendigkeit zog.

Der Dom.

Ich ging in die Kirche. — Ehrwürdig ist der Ort, wo die Moral in ihrer göttlichen Hülle, der Religion, zum Menschen spricht. Welch ein wohlthätiges Geschenk ist sie für diesen! Uiber

der scheinbaren Verwesung schreckenvolle Kluft hat sie eine Brücke gespannt, die das Sichtliche mit dem Unsichtbaren, das Vergängliche mit dem Ewigen vereint; bis zu dem Throne des Höchsten dringt der schwache Staub; das Reich des Todes wird zu einem Lichtreich, zum Urlicht kehrt der Strahl zurück. Sichtbar steht der eine Fuß der Bogenbrücke vor dem Menschen; der Altar ist der Eingang; ehrwürdig feierlich sind die Vorbereitungen, und der Zauber der Kirchenmusik beflügelt die Phantasie. Offen und klar liegt vor ihr das Ende der Verbindungsbrücke jenseits; dem innern Sinn vernehmlich tönen Harmonien herüber, und in den getrübten Geist senkt Einklang sich und Himmelsfrieden. Die Scheidewand des Irdischen zerfällt in diesen schönsten Augenblicken; gereiniget, erhöht und freier kehrt der Mensch aus seiner Heimath, der unbegränzten Geisteswelt, in die Schranken der Körperwelt zurück.

Und die nennt man Aufklärer, die diese lichtvolle Aussicht dem Menschen verfinstern; Bereicherer der menschlichen Glückseligkeit, die dem Menschen diese schöne innere Welt zertrümmern! Witzlinge reisen durch Italien, wo Religion jeden Genuß, jedes Leiden durch den Zaubergürtel der Phantasie verschönt, und die schönsten Künste, Musik und Mahlerei, in neues höheres Leben ruft; aber ihr Zauber rührt sie so wenig, daß sie bei jedem Schritte bedauern können, die doppelte Flöte der Heiden von den seelenvollen Akkorden der Orgel, das Brüllen des Opferstiers von dem feierlichen Hymnus des Chores verdrängt zu hören! Der Pilger frommer Enthusiasmus ist ihnen ein Greuel; sie bedenken nicht, daß er aus derselben Beweglichkeit und Poesie des Gemüthes entsteht, wie jener der reisenden Dichter und Künstler.

Gleichgültig eilt man gewöhnlich die Gemählde in Landkirchen vorüber, weil die meisten ohne Kunstwerth sind. Aber in der Augustiner-

kirche verdient eines, auf dem letzten Seitenaltar rechts, der Poesie und des Ausdruckes wegen Betrachtung. Der Einsiedler Antonius, der in den Wüsten Aegyptens sich einer der ersten dem beschaulichen Leben widmete, sitzt auf einem Felsen; zur Rechten steht eine Frauengestalt, die ihn in die Sinnenwelt zurückzulocken scheint. Nicht Frechheit ist ihr Charakter, die würde bei diesem Alten auf den ersten Blick verlieren; eine interessante, durch den Ausdruck sanfter Weiblichkeit gemilderte Behaglichkeit spricht aus dem ganzen Wesen, und gemüthlich fließen ihr vom Mund die Worte. Aber selbst dieser Zauber vermag nichts mehr über den Kenner seines Selbstes; nicht mit Abschen oder Unwillen, mit dem Ausdrucke der zur klarsten Ansicht gelangten Erfahrung im Gesichte winkt er der Versucherin mit seiner Rechten, daß ihre Bemühung fruchtlos sey, der Herrschaft der Affekte ihn wieder unterwerfen zu wollen.

Lange erkundigte ich mich vergebens nach dem Nahmen dieses Künstlers. Im Jahre 1600,

war die Antwort, verbrannte das Archiv und der Archivar mit, daher wisse man darüber keinen Aufschluß zu geben; ich aber zweifle, ob selbst der Archivar es thun könnte, wenn er auch nicht mit verbrannt wäre. Endlich erfuhr ich doch, daß der Künstler Ortmann hieß, und es im Jahre 1659 verfertigte.

Noch ist die Augustinerkirche vielleicht für manchen fremden Badegast deßwegen merkwürdig, weil hier der Churfürst Friedrich August der II. von Sachsen im Jahre 1697 das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, das man bei seiner Wahl zum Könige von Polen ihm zum Bedingnisse machte. *)

---

*) Herr Schenk glaubt zwar nach einer im Stadtarchive protokollirten Aussage eines Gärtnerburschen, daß er es insgeheim in einem Gartenhause des Spitalgartens in die Hände seines Vetters, des Bischofs von Raab, abgelegt habe; allein die Wahrscheinlichkeit ist dagegen, daß eine Handlung, bei der das Bekanntwerden zum Zwecke gehörte, nicht auch öffentlich sollte unternommen worden seyn.

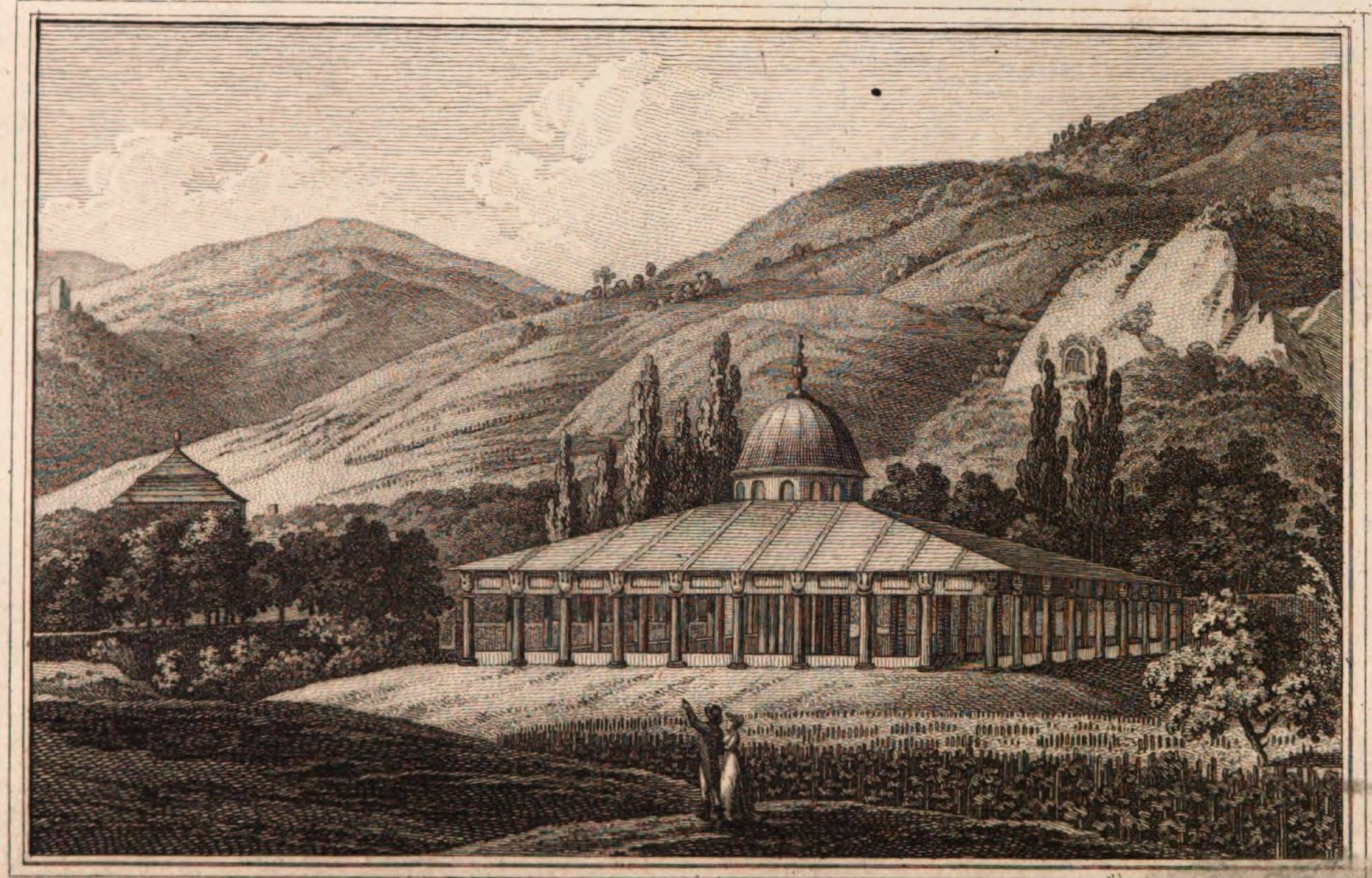
Der Park.

Die Mittagsstunde wird von ganz Baden, wenn das Wetter nur etwas günstig ist, im Parke zugebracht. Hier trifft die alte Welt ihre bewährten Bekanntschaften an; hier findet die junge Welt die ihrigen, die sie für weit interessanter hält, wenn sie gleich noch nicht so bewährt sind. Reizende Gestalten mit allerliebsten Strohhüten und weißem Morgenneglige schweben in flüchtigem Tanze, wie die Horen um Apolls Sonnenwagen, den Kiosk herum. Hier sehen sich Glückliche, deren Verhältniß um so zarter ist, da es niemand ahnet; hier vergißt selbst der Kranke die Anstrengung, die ihm jede auch kleine Bewegung kostet. Erquickt durch das stärkende freie Luftbad gelobt er vielleicht im Tempel Aeskulaps einen Hahn für seine gänzliche Genesung, wenn er nicht lieber seine schmerzhaften Glieder in Silber oder Wachs zu den Augustinern verlobt, wo ihrer an den Altären schon mehrere Vorgänger harren.

Aeskulaps Tempel erhebt sich im Hintergrunde des Parkes, schon am Fuße des Kalvarienberges selbst. Vier Stufen führen in die halb zirkelförmige Halle, deren einfacher, bloß mit des Gottes Schlangenstab verzierter Giebel von sechs dorischen Säulen getragen wird. In der Vertiefung erblickt man in einer Nische die Bildsäule des Gottes der Arzneikunde *), und rings an der Wand läuft eine steinerne Ruhebank hin, von der man durch die Hauptallee des Parkes und eine darauf führende Straße bis fast mitten in die Stadt sieht. Ruhig freut sich hier der Badegast der wachsenden Genesung, die ihm unter seinen Füssen die gütige Natur kämpfend bereitet.

---

*) Auch sie hat die Hand der Einfalt mit Inschriften bekleckset. Möchte sie gereiniget und zu ihrer Rettung eine eigne Tafel am Eingange aufgehangen werden, mit der Uiberschrift: „Nezessär für jene, die ihre Nahmen oder ihren Witz unter die Leute bringen wollen.“



Nach der Natur gezeichnet v. Maillard. *Gest. von I. Blaschke.*

Der Kiosk im Park zu Baden.

Der Bau des Tempels aus Stein wurde in demselben Jahre ([illegible]), wo der schon seit 1758 bestehende Theresiengarten auf Vorschlag des Stadtsyndikus J. S. Grundgeyer durch einen Weingarten der Stadt zu einem Parke vergrößert ward, von einer Gesellschaft edler Badegäste bestritten, an deren Spitze der F. M. L. Graf von Lamberti stand.

Aber das größte Gewühl, der Brennpunkt der eleganten Welt ist der Kiosk, dessen Nahme, grelle Bemahlung und Bauart seinen orientalischen Ursprung verräth. Zwey und [illegible], in drei sich einschließende Quadrate vertheilte, roth bemahlte Säulen bilden eine Halle, die bloß von oben bedeckt ist, und deren Gänge gegen die hier häufigen Platzregen Zuflucht gewähren. Zwischen den Säulen sind Bänke zum Sitzen angebracht, und im Mittelpunkte des Kiosk's, gerade unter der niedlichen Kuppel, durch die eine sanfte Beleuchtung hereinbricht, hat der Kaffehschenke des Redoutengebäudes seine Kredenz aufgeschlagen, wo man mit verschiedenen Erfrischungen, und durch

Nach der Natur gezeichnet v. [illegible] Gest. von [illegible]

Der Kiosk im Park zu Baden.

Der Bau des Tempels aus Stein wurde in demselben Jahre (1792), wo der schon seit 1758 bestehende Theresiengarten auf Vorschlag des Stadtsyndikus J. G. Grundgeyer durch einen Weingarten der Stadt zu einem Parke vergrößert ward, von einer Gesellschaft edler Badegäste bestritten, an deren Spitze der F. M. L. Graf von Lambertie stand.

Aber das größte Gewühl, der Brennpunkt der eleganten Welt ist der Kiosk, dessen Nahme, grelle Bemahlung und Bauart seinen orientalischen Ursprung verräth. Zwei und siebenzig, in drei sich einschließende Quadrate vertheilte, roth bemahlte Säulen bilden eine Halle, die bloß von oben bedeckt ist, und deren Gänge gegen die hier häufigen Platzregen Zuflucht gewähren. Zwischen den Säulen sind Bänke zum Sitzen angebracht, und im Mittelpunkte des Kiosk's, gerade unter der niedlichen Kuppel, durch die eine sanfte Beleuchtung hereinbricht, hat der Kaffehschenke des Redoutengebäudes seine Kredenz aufgeschlagen, wo man mit verschiedenen Erfrischungen, und durch

Vorsorge des Badearztes, Herrn Karl Schenk, mit allen mineralischen Wässern, auch dem von der Badner Heilquelle, bedient werden kann. Eine angenehme Musik, die durch Abonnement von Badegästen bestritten wird, erhöht in der Mittagsstunde die Annehmlichkeiten dieses Ortes, wo der Fremde Lebensgenuß, und der Wiener seinen Prater und seinen Burgbastionsplatz vereinigt wieder findet.

Abends nach dem Theater wird der Kiosk beleuchtet, und schon manchmahl erhöhten die holden Töne einer Laute oder Harfe, von Künstlerhänden gespielt, die stillen Zauber einer heitern Mondnacht. Vorzüglich werden Allen die Abende unvergeßlich bleiben, an denen eine Paradis dem Pianoforte die seelenvollsten Akkorde hier entlockte. So die ganze Natur in Harmonien tönend, öffnet sich das Gemüthe zu reinem Nachklange; die Töne selbst werden zu Schwingen unsrer Sehnsucht, die frei von allem Irdischen ins große Unendliche strebt.

Der Kiosk wurde im Jahr 1800, nach der Angabe des damahls anwesenden türkischen Gesandten, von dem durch seine niederländische Bauwerke berühmten k. k. Hofarchitekten Montoyer ganz aus Holz gebauet. Die Kosten dazu, die sich auf 7886½ Gulden beliefen, schoß eine Gesellschaft edler Badegäste zusammen, worunter der Graf von Lambertie allein 2203½ Gulden beitrug. Daher liest man über den vier Eingängen des mit einem niedern Geländer eingefaßten Kiosk's in deutscher, französischer, italienischer und türkischer Sprache die Worte: Von einer Gesellschaft dem Publikum gewidmet.

Die Hitze des Mittags erlaubt es nicht, den Kalvarienberg zu besteigen, und wenn auch sie kein Hinderniß wäre, so hält doch das Gewühl der schönen frohen Gesellschaft unwiderstehlich zurück. Man bleibt, so lange nur Menschen da sind, und schlendert erst mit den letzten zum Gasthause hin.

Das Mittagsmahl.

Wer seine Tischgesellschaft mit sich bringt, der ist wohl überall gut unterhalten; nicht so der einzelne Mensch, der erst warten muß, mit welchen Nachbarn rechts und links ihn der Zufall versorgt. Und da kann es wohl kommen, daß er sein Mahl verzehren muß, ohne es mit einem andern Körnchen Witz salzen zu können, als mit dem eignen, den er, ohne Absatz zu finden, mit hinunterschlucken muß. Vergebens schlägt er mit dem Stahl seiner Beredsamkeit rechts und links an: er trifft nirgends auf Kiesel, die Funken sprühten; bloße Sandsteine sind es, von denen die Bröcklein Ja und Nein wegfallen, während er mit Wehmuth in einiger Entfernung die Tagsgeschichten Wiens und Badens von neuen Posselts und Staels abhandeln hört, ohne seine Noten beitragen zu dürfen. Dieses Unglück befahrt man am leichtesten bei den großen Tables d'hôte, wo die schon bekannten Gäste sich oben zusammenreihen, und den neuen Gast in den Tartarus unten am Tische verweisen, bis er der Anzienni=

tät nach avanzirt. Oft fügt es sich freilich auch, daß Gemeinheit und Langeweile im Olymp herrschen, während Witz und Satyre die Unterwelt beleben; auf jeden Fall aber befindet sich der einzelne Fremde da besser, wo die Gäste an mehrere kleine Tische vertheilt sitzen, und er die gastfreundlichen Inseln, den Taschenteleskop in der Hand, vorher durchsegeln kann, eh er an einer anländet.

Ich gesellte mich einem Tische bei, wo ein Paar allerliebste Stumpfnäschen die Unterhaltung belebten. Man ertheilte gerade der schönen Zeit ihr gebührendes Lob, das sie dieß Jahr wenigstens ihrer Seltenheit wegen verdiente, und verabredete einen Spatziergang in das romantische Klausthal. Ich wunderte mich, daß die Damen einen einsamen Spatziergang der Unterhaltung im Theater vorziehen könnten; und sie wunderten sich ihrerseits, wie ein Schriftsteller sich darüber verwundern möge, da man das Theater in der Stadt alle Abende sehen, die Reitze einer solchen Gegend aber so selten genießen könnte.

— Mehr als über diesen Vorwurf, erwiederte ich, selbst mehr noch als über meine Blindheit, die mich troß des Teleskops Bekannte verkennen ließ, bin ich darüber betroffen, mich als Schriftsteller betrachtet zu wissen. Leicht und ungezwungen hätte ich mich unterhalten; nun aber bin ich in Verlegenheit, mich so zu geben, daß ich der Rolle Ehre mache, in der ich auftrete. —

„Lassen Sie die Verlegenheit immer auf unserer Seite seyn. Weiß man doch, daß die Schriftsteller gewöhnlich die wirkliche Welt plündern, um ihre Romane zu bevölkern; daß sie die Aeußerungen, die Einem im herzlichen Gespräche entfallen, nur dazu anwenden, um den Charakter unsers Geschlechts auf seiner schwachen Seite zu enthüllen, und dann mit ihrer Menschenkenntniß ein wenig zu prunken. Sie sehen demnach wohl, daß eigentlich wir in einer unbehaglichen Stimmung seyn müssen, wenn wir mit diesen Vertrauten der Natur, mit diesen Spionen der Publizität in Gesellschaft zusammentreffen.“

— Wie ungerecht Sie sind, wenn Sie glauben, daß der Schriftsteller nur, um die weibliche Schwäche aufzuspühren, sich an die Frauen anschließe. Die hohen Reitze der Menschheit in ihrem Wesen aufzufinden, und aus dieser reichen Garderobe seine Geschöpfe mit den bezaubernden Liebenswürdigkeiten, mit den liebenswürdigen Schwächen auszustatten, die uns im Leben so fest an sie ziehen, ohne daß wir ihrer klar bewußt sind, d a s dürfen Sie dem Edleren in dieser Klasse weit eher als Zweck zutrauen. Er ist musivischer Künstler, der aus hundert einzelnen zerstreuten Bemerkungen ein ganzes Gemählde liefert; er gleicht der Biene, die den Honig, den sie auf verschiedenen Blumen sammelt, zu ihrem Zellenbaue zusammenträgt —

„Aber nicht ohne Stachel ist" —

— Nur gegen die Störer ihrer Arbeit. —

„Wenn Ihr Gleichniß auch nicht ganz richtig ist, so paßt es doch darin, daß die Schriftsteller nur zu gerne von einer Blume zur andern

flattern. Ich glaube nicht, daß ein Schriftsteller — unsere Sonnettendichter vielleicht noch ausgenommen — treu seyn kann."

— Erlauben Sie immer dem Schriftsteller, unter den Frauen, den schönsten wandelnden Blumen des geselligen Lebens, umherzuflattern, wenn er nur seiner schönen Bestimmung getreu bleibt. Sollen nur Künstler das reitzende Vorrecht besitzen, die schönsten Wesen zu Modellen ihrer Kunst zu nehmen, und nicht auch der Schriftsteller, der uns so vielseitige Gemählde des menschlichen Lebens liefern soll, wo gerade jene Wesen die helleren Seiten bilden? Liegt nicht im Schriftsteller wie im Künstler der Trieb, an alles Schöne im geselligen Leben und in der Natur sich anzuschmiegen, wenn er wirklich vom Genius der Kunst beseelt ist? Und hat nicht die gütige Natur eine diesem Triebe sich bequemende Fügsamkeit in Ihr Geschlecht gelegt, die sich durch Ihre Achtung für Künstler und Ihr feines Gefühl für Kunst so anziehend äußert? —

„Sie scheinen die Schriftsteller zu den Künstlern zu rechnen, und ich habe sie immer für Gelehrte gehalten.“

— Schriftsteller nennt man gewöhnlich jeden, der ein Buch ans Licht fördert. Der Schriftsteller aber ist entweder selbst Autor, Urheber dessen, was sein Buch enthält; selbst hat er die Forschungen der Weisheit als Philosoph, die Gebilde der Phantasie als Dichter, die Lehren der Erfahrung als Mahler des Lebens zu einem für sich bestehenden Ganzen mit schöpferischer Kunst geformt; oder er ist bloß Umarbeiter und Verbreiter der Schöpfungen und Kunstbildungen Jener. Zum Schriftsteller der ersten Gattung muß, wie zu jeder Kunst, die Natur das Talent hergeliehen haben; durch bloßen Fleiß kann man nur Schriftsteller der zweiten werden, der auch oft, wegen mühsamer Belesenheit und Vielwisserei, ein Gelehrter heißt.

Daraus ergibt sich nun der große Unterschied zwischen dem schaffenden oder Künstler-

Schriftsteller und dem bloßen Gelehrten, dem Nachahmer oder Schriftsteller schlechthin. Von der Wahrheit als Philosoph, von der Phantasie und dem Streben nach Schönheit als Dichter geleitet, tritt der Künstler-Schriftsteller zum Leben hin, und kopirt es, entweder genau als Historiker, oder frei als Romantiker. Aber welch' eine glückliche Beobachtungsgabe, welch' ein feiner Sinn für die oft unmerkbaren Nüanzen, welch' eine genaue Bekanntschaft mit den verschiedenen Erscheinungen des einen durch das All' ausgegossenen Lebens muß ihm in beiden Fällen eigen seyn, um dasselbe aus der Wirklichkeit auf Papier zu übertragen! Und das nicht etwa, wie bei andern Künsten, in einem einzigen, bleibenden Momente, sondern in der ganzen Folgereihe von Gemählden, durch die es in der Wirklichkeit unaufhaltsam fortströmt! Der bloße Gelehrte hingegen kennt vielleicht den Menschen wohl, wie er an sich ist, aber die moralischen Verhältnisse nicht, die aus Zusammensetzung der einzelnen Menschen in Gruppen, Gesellschaften genannt, entstehen; wenigstens ist er nicht im Stande,

sie aufzufassen, und neugebildet mit Wahrheit und Schönheit darzustellen. —

„Also bloß wegen der Kunst, das menschliche Leben aufzufassen und bildend wieder zu geben, nennen Sie die Ersten unsrer Mahler des Lebens Künstler-Schriftsteller?"

— Auch weil ihnen zugleich ein hoher, allumfassender Sinn für jede Kunst eigen seyn muß. Oder muß nicht etwa der schaffende Schriftsteller, der uns in Versen oder in Prose, im Roman oder Schauspiel, ein anziehendes Gemählde des wirklichen Lebens, wie es die Natur, die Sitten und alle Künste mit ihren Kränzen umwinden, vor die Seele zaubern, und zum höchsten, reichesten Genusse unser Gemüthe in seinen Höhen und Tiefen uns selbst vorführen soll, — muß er nicht den reinen musikalischen Sinn des Tonkünstlers haben, um die Harmonien des innern, durch das All' waltenden Lebens zu verstehen und hörbar zu machen, wenn er sich gleich statt der Noten nur der Buchstaben bedient? Muß

ihm nicht, wie dem Mahler, Sinn für schöne Formen eigen seyn, um sie, wo sie erscheinen, aufzufassen und wieder zu geben, und wo sie ihm zu selten vorkommen, aus seinem Innern, dieser Welt voll himmlischer Gestalten und Ansichten, ins Leben herauszutreten zu lassen? Kann wohl Einer ein Schöpfer von Gemählden des Lebens seyn, der nicht das wirkliche Leben von derselben erhöhten, verschönerten Seite auffaßt, wie der Mahler; der nicht in Vertheilung von Licht und Schatten, in einer schicklichen Anordnung und in Haltung des Tones gleiche Gewandtheit besitzt? Zwar hat der Schriftsteller nur die Feder, wo jenem der Pinsel und die Kreide zu Gebothe stehen; aber mit seiner höheren Kunst bringt er Schöpfungen zu Stande, die noch ergreifender und allumfassender sind, als jene. — Muß nicht endlich der Schriftsteller, wie der dramatische Künstler, alle Leidenschaften in ihren schönsten und schrecklichsten Aeußerungen an sich selbst oder Andern studirt haben, um sie lebhaft darzustellen? Muß er nicht für jeden Gegenstand eine eigne Empfindung, für jede Empfindung eigne Wor-

te, wie der Schauspieler eigne Pantomine haben, und sind nicht seine Worte die eigentlichsten Noten zur Mimik des Letzteren? — So haben im schaffenden Schriftsteller die Künste einen ewigen Bund geschlossen; die Schöpfungskraft, die bei den übrigen Künstlern in abgesonderten Kunstwerken sichtbar wird, wirkt bei jenem vereint in einem Gemählde, und macht ihn zur Quelle, aus der sie alle schöpfen. Wie die andern Künstler unsre äußern Umgebungen verschönern, unsere äußern Genüsse veredeln und vermehren, so bildet der schaffende Schriftsteller den innern Sinn zur höhern Genußfähigkeit des Lebens selbst aus, indem er die wirkliche Welt in einem erhöhteren Lichte vorführt, und zeigt, daß es bei uns steht uns so zu bilden, daß sie immer in diesem Lichte erscheine. Ist doch alles an sich gleichbedeutend und gleichgültig, und wird nur erst durch unsere Vorstellung und Ansicht zu dem, für was wir es halten, als was es uns erscheint. Wir schaffen uns beständig unsere eigene Welt mit all' den Freuden und Leiden, mit all' den holden und schreckenden Erscheinungen, die wir darin tref-

fen; nur sind wir uns so selten bewußt, daß wir selbst ihre Schöpfer sind. Ist erst dieses Vorstellungs-dieses Schöpfungs-Vermögen erhöht und veredelt, so wird es die äußere Welt auch seyn; alles Niedrige, alles Böse und Schreckliche wird verschwinden, weil wir es in einem erhöhten Sinne betrachten, oder nicht in unsre Welt mit hineinziehen, da es unsern heitern Frieden stören könnte. —

„Sie setzen den schaffenden Schriftsteller an die Spitze der Künstler, Sie betrachten ihn als eine Fundgrube ihrer Schöpfungen, und doch sehen wir, wenigstens bei uns hier, den Künstler fast immer vorgezogen; nur ihm wird überall gehuldigt.“

— Des Künstlers Werke stehen einzeln, wie lebend, vollendet, und wo nicht nach dem Geiste, doch nach den Umrissen Jedem verständlich da; dem Aeußern nach näher den Schöpfungen der Natur, erwecken sie eine höhere Bewunderung für den, welcher der ewigen Bildnerin so nahe kommt.

Nicht so mit den Schöpfungen des Schriftstellers; der todte Buchstabe besticht nicht schon an sich wie der Schmelz der Farben, oder der harmonische Fluß der Töne; wer nicht mit dem Geiste verwandt ist, der in seinem Gemählde athmet, wer nicht selbst seine Schöpfungen aufs neue vor sich hinzaubern kann, für den gehen auch die Umrisse verloren, sie sind ihm Hieroglyphen. Daher findet der schaffende Schriftsteller eine kleinere Menge von Freunden, als der Künstler; aber auch die vielen Pfuscher in der Schriftstellerei haben gegen den Nahmen Schriftsteller weit gleichgültiger und mißtrauischer gemacht, als gegen den des Künstlers. Hierzu kommt, daß über die Werke des Künstlers nicht Jeder entscheiden kann, weil nur Wenige in der gleichen Kunst sich üben; ein Gemählde des Schriftstellers glaubt jeder beurtheilen, und wohl auch nachmachen zu können, weil wohl Jeder — Briefe zu schreiben glaubt. Bei den Werken des Künstlers bleibt endlich seine Persönlichkeit ganz aus dem Spiele; nicht so bei denen des Schriftstellers. Leider ist aber auch wahr, daß mancher Schriftsteller in seinen Schö-

pfungen oft ein ganz verschiedenes Wesen ist, als er im Leben und unter den Menschen erscheint. Der Sitz am Schreibepulte gleicht dem begeisternden Dreifusse; hier ist alles Menschliche vergessen; unglückliche Umgebungen und Umstände erhöhen nur noch mehr seine Stimmung; hier spricht der innere Gott durch den Begeisterten.

Aber Sie versäumen über meine Rhapsodien den Genuß der Gegenwart. Vor uns duftet ein köstliches Reh; helfen wir ihm seine Bestimmung erreichen, indem wir es — essen.

Scheiners Kaffehhaus.

Mit magischem Reitze zieht den Wiener nach Tische Scheiners Kaffehhaus jenseits des Schwöchatbaches an. Wie den alten Germanier die Schatten seiner Freuden nach Walhalla begleiteten, so trifft der elegante Enkel hier alle die Vergnügungen an, die er in Wiens lebenvoller Welt gewohnt war. Wie dort bei Hugelmann sieht er hier

Reihen von Kutschen vorbeiziehen, die nach dem Tempe von Schönau eilen; nach allen Richtungen sieht er große und kleine Gesellschaften ins Freie wandern. Unter dem herrlichen, auf Stufen erhöhten Portikus, den das Gebäude bildet, indem seine Vorderseite auf zehn kolossalischen steinernen Säulen ruht, wird er mit vortrefflichen Erfrischungen bedient; die Töne wohlbesetzter Blase-Instrumente erquicken sein Gehör, und nichts wird er bedauern, als daß er hier zu wenig Zeitungen findet, mit denen das Kaffehhaus im Casino in der Stadt weit reichlicher versehen ist. Manchmahl halten ihn freilich dafür die Bemerkungen schadlos, die er über die politischen Ereignisse machen hört. So las einer die Wegnahme des Diamantfelsens bei Martinique durch die französische Flotte vor. „Ah wei" rief sein Nachbar aus, „da sind ja die Engländer ruinirt, wenn sie die Diamantenbergwerke verloren haben!"

Peregrinus in Israel! grüßten sich zwei Witzlinge beim Eintritt. Ein flüchtiger Blick auf

den zahlreichsten Theil der Gesellschaft erklärte den Einfall. Sie sprachen vom Theater und der letzten Redoute; da fragte der Eine, ob viel Adel da war. — O ja, der Adel von ganz Jerusalem." — „Ah, das ist alter Adel!" erwiederte jener.

Das Kaffehhaus wird vorzüglich von Gesellschaften besucht, derer Voraltern in den Säulengängen und Hallen des Orientes zu lustwandeln pflegten. Die Vorliebe zu solchen Gebäuden, so wie überhaupt die morgenländische Sitte, auf Terrassen oder der Flur des Hausthores der freien Luft zu genießen, scheint ganz auf die Nachkommen übergegangen zu seyn; an dieser Sitte erkennt man von weitem die Gegenden ihres Aufenthaltes. Auch im Erzählen haben sie die Gewohnheiten ihrer Vorfahren beibehalten; häufig bedienen sie sich der Parabeln, und machen ihre Meinung gern durch sinnliche Gleichnisse deutlich. Die Unterhaltung im Kaffehhause wird sehr durch die Frauen belebt, die ebenfalls die wärmeren Nachmittagsstunden hier zubringen. Sobald aber diese vorbei sind, so strömt alles

wieder fort nach neuen Genüssen. Nur Jene bleiben, die das Buch der Könige, wie das Kartenspiel in der Klostersprache heißt, oder das Billard mit eisernem Szepter in die schwülen Zimmer gebannt hält; Verzicht leistend auf den Genuß der freien Natur, die ihnen zu leer, zu frei ist.

Die unsichtbare Frau.

Wenn man in Baden die Unterhaltungen eines sonntäglichen Nachmittags recht der Reihe nach hinunterschlürfen will, so muß man sich wieder nach der Stadt verfügen. Kaum war ich den Marktplatz vorüber, wo eine Dreieinigkeitssäule, von Stanetti gebaut, an die Pest von 1714 erinnert; so lockte schon von weitem ein ungeheures Aushänggemählde durch die Rathhausgasse meine Neugierde an. Es ist die unsichtbare Frau, deren Stimme, gebannt in eine achteckige Laterne, die einen Sprachtempel vorstellen soll, außen in Effigie zu sehen, und darin in Natura zu hören ist, wie sie auf alle Fragen antwortet. Obschon die gute Frau keinen Körper hat, so wächst sie

doch, denn noch vor wenigen Jahren amüsirte sie die Pariser und Wiener als unsichtbares Kind, und wenn sie noch länger unter uns zu spucken fortfährt, so wird sie ganz sicher zur unsichtbaren Matrone werden, wenigstens in so weit, daß sie dann Niemand wird mehr sehen noch hören wollen. Dem Unbegreiflichen gehts wie dem zu leicht Begreiflichen, man wird es überdrüßig, wenn man es gar nicht errathen kann.

Die Wasserkünste.

Ich wendete mich weg von dem Unsichtbaren zu etwas Sichtbarem, das schon durchs Gitterthor einen Haufen Neugieriger beschäftigte. Es waren die Wasserkünste im Kupferschmidtischen Garten, welche Madame Moser, die Tochter des Erfinders, dessen Nahmen noch der Garten trägt, jedem Schaulustigen für den Preis von zwanzig Kreuzern zeigt. In der Mitte des nicht großen Gartens befindet sich ein Pavillon, unter dem eine kleine Fontaine springt. Der Röhre, aus der das Wasser heraussteigt, werden nach und

nach verschiedene blecherne Maschinen aufgesetzt, und so bildet es bald einen Strahlenkranz, bald den Kelch einer Lilie, bald einen kleinen Wasserpallast, unter dem ein Chineser mit einem angezündeten Lichte sitzt. Bald treibt es einen Ball von hohlem Blech in die Höhe, bald spritzt es aus den Flinten kleiner Jäger heraus. Hat man das satt gesehen, so werden kleine benachbarte Kabinete geöffnet. In dem einen, das die pathetische Uiberschrift „Mannes Elend" führt, treibt das Wasser einen Schleifstein, auf dem ein Harlekin, die Wiege auf dem Rücken, sich die zu große Nase abschleifen lassen muß; in zwei andern zeigt es an einem betrunkenen Fischerpaare unästhetisch genug die Wirkungen der Trunkenheit mit aller natürlichen Mimik. In einem vierten entzündet es die Flinte eines Jägers; in einem fünften macht es einer Soldateska aus dem siebenjährigen Kriege Füsse, daß sie eine Festung aus- und einzieht, und in einem sechsten hat es Klavier spielen gelernt, obschon eine züchtige Dame, um das Räderwerk zu verbergen, vor demselben sitzt. Von Zeit zu Zeit machen die Vexirwässer, die bald

hier bald dort unvermuthet aus der Erde springen, ihre komischen Entre-Akts, und da ein gebildetes Publikum sich selbst nicht gern vexirt sieht, so werden sie nur auf hohes Begehren gegen gewisse Personen eigens gerichtet, womit dann auch ein dicker Herr seine rüstige Dame zur nicht geringen Belustigung der Zuschauer überraschte.

Wenn nun Alles dem Ausgange wieder zueilt, so wird noch die vor dem Gitterthore versammelte Menge ohne Begehren von den zwei steinernen Löwen bespritzt, die auf den Seitenpfeilern des Thores ruhen. Es ist der letzte Spaß, den sich der Bajazzo mit einer ehrbaren Jungfer erlaubt.

Konzert im Posthof.

Vors Heiligenkreuzer Thor hinaus, nach der Alleegasse zu, geht nun der allgemeine Zug. Der benachbarte Garten der Freiherrin Eleonora von Wetzlar auf ihrer Herrschaft Gutenbrunn, im Posthof genannt, ruft dem Wanderer zuerst ein

Siste Viator! in den anziehenden Akkorden eines Konzertes zu, das hier an schönen Tagen von sehr geschickten Dilettanten aufgeführt wird. Hier trifft man wieder die ganze schöne Welt vereinigt an, die man aus dem Park und von Scheiners Kaffehhause her kennt. Ein runder freier Platz, unter schattichten Kastanienbäumen, in der Mitte des Gartens, wird zum Konzertsaale, um den sich auf Ruhebänken und in wechselnden Gruppen die Zuhörer versammeln. Nicht leicht kann man einen höhern Genuß sich denken; während das Gehör auf den Fluthen des Wohllautes schwebt, athmet man eine Luft ein, die von den Wohlgerüchen der manchfaltigsten Blumen gewürzt wird, und das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der äußerst ökonomischen Verwendung des Gartens. Kein Fleckchen liegt unbenutzt; zwischen den Reihen zahlreicher Obstbäume stehen in üppigem Wuchse alle Arten von Gemüse, und Flora umwindet das Nützliche mit ihren s c h ö n e n Kränzen. Die Schwöchat bewässert den Garten in zwei Armen, und im Hintergrunde erblickt man das artige, in neuern Zeiten entstandene Wohnge-

bäude mit einer öffentlichen Kapelle, einer kleinen Orangerie, und einem Bade mit eigner Quelle.

Dobblhofs Garten.

Gewöhnlich ist das Konzert, das um vier Uhr beginnt, um fünf Uhr geendigt, und die eleganten Zirkel ziehen sich durch eine lange Lindenallee nach dem freiherrlich Dobblhofischen Schloßgarten in Weikersdorf, wo der Geschmack nun eben so gut seine Befriedigung findet, als das Gesicht und Gehör die ihrige in Kupferschmidts und Wetzlars Gärten gefunden haben. Im Maierhofe des freiherrlichen Schlosses, das seit beiläufig 200 Jahren der neue Wohnsitz der Herrschaft Rauhenstein statt des alten Bergschlosses ist, wird man mit köstlichem Kaffeh und trefflicher Milch bedient; im Freien des Hofes sitzen die Gesellschaften an Tischen vertheilt, oder drängen sich, wenn ein gäher Regenguß kommt, in das enge ländliche Zimmer des Maiers zusammen. Ungezwungen vereinigen sich die kleinern Zirkel in

größere, und der so mächtige Drang nach Genuß jeder Art schlingt bald sein vertrauliches Band um sich noch fremde Menschen. Fürchterlich gebeugt vom Unglück müßte der Mensch seyn, der von diesen immer weiter sich kreisenden Zauberringen des Vergnügens umwunden, seinen Spleen nicht gebannt fühlte. Nirgends, nirgends biethen sich Natur, die Menschen und alle Künste so sehr wie in Baden die Hand, das Leben zur Dichtung zu erhöhen, wo das Gemeine, das Kleinliche verschwindet oder durch den Zauber des heiligen Ortes veredelt wird; wo alle Schranken der Konvenienz sich in edle Freiheit auflösen, und der Rythmus der Töne die Mühen des Lebens verhüllt. Nur im fernsten Hintergrunde stehen Kummer und Sorge wie dunkle Waldgebirge, um durch ihren Kontrast mehr Licht und inneren Genuß in das elysische Leben zu werfen, das die dem Sorgenreich Entflohenen glühend umwogt. Gleich einem Trunk aus Lethes Fluthen bannt der Genuß, ja die bloße Nähe der heilenden Quelle jede bange Erinnerung. Aetherische Gestalten, der Grazien holde Gespielen, schweben in tau-

send Gruppen durch die Linden und Pappeln des Gartens, und gern paart sich die Schönheit mit dem Genie, dem Witz, und den Künsten. Ein köstliches Leben kann der hier führen, der Schillers herrliche Worte immer beherzigt:

An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.

Der Garten selbst wird durch seine Größe, durch das Gemische der manchfaltigsten Bäume, und durch die Vermengung ungekünstelter Schattengänge mit den steifen Alleen, den Pygmäen-Obstbäumen und freien Terrassen aus den Zeiten der französischen Gartentyrannei sehr anziehend. So sorgte auch hier wieder der Zufall oder die Natur besser für Unterhaltung und Schönheit durch Abwechslung, als die Menschen durch ihre einförmige geregelte Kunst. Die Gegend um den herrlichen fischereichen Teich gewährt eine leben-

volle Aussicht auf die benachbarten Berge, deren Rebenhügel und Schattenhaine mit dem Garten selbst nur ein ununterbrochen fortlaufendes Ganzes zu bilden scheinen.

Da, wo in dichtem Gebüsche am murmelnden Bache einzelne Statuen, die in ihren bessern Zeiten vermuthlich die Hauptgänge des Gartens zierten, wie Verwiesene stehen, ließ ich mich auf eine einsame Ruhebank nieder, um mit dem Genusse der Gegenwart den der Vergangenheit zu verbinden. Wen die Hoffnung nicht an ihrem Rosenbande gängelt, für den sind die Vergißmeinnicht der Erinnerung von Werth; wem das Morgenroth der erstern verblüht hat, der labt sich mit süßer Wehmuth an dem Abendroth der letzteren. Beide Schwestern gleichen sich ja darin, daß sie Alles schöner mahlen, als die Wirklichkeit es gibt; großmüthig bereichern sie diese Nebenbuhlerin, die immer siegreich zwischen ihnen einhergeht.

In den stillen Schatten dachte ich der reinsten, zärtlichsten Freundschaft, die meine Jugend

verschönte; dachte eines Madrigals von Quarini, dessen Empfang mich Kranken gesund machte, und jener Stelle aus Oberon, die ich vor Ihr als mein Fatum aufschlug. Aber nur die letzte Zeile ging in Erfüllung. — „Ists Wahn? O laß ihn mir, die Täuschung ist so süß! —" Jetzt ist auch die zerflossen, und andere Gegenstände beschäftigen unsere Gemüther, aber die achtungsvollste Erinnerung blieb in dem meinigen zurück. O es gibt zu schöne und zu kurze Verhältnisse im menschlichen Leben, daß wir uns von der Hoffnung, sie in einem andern wieder anzuknüpfen, nie ganz losreißen können!

Ehe man den schönen, stark besuchten Garten verläßt, verdient das kunstreiche Gespinnste der Seidenwürmer in dem großen Gartenglashause besehen zu werden. Zu ihrem Unterhalte wurden schon vor vielen Jahren zahlreiche Maulbeerbäume in und außerhalb des Gartens gepflanzt. Eben so ist der große Maierstall des

Beschau=

Beschauens werth, wo gegen fünfzig der schönsten Kühe das Lob der Stallfütterung verkünden.

Im Dobblhofischen Garten theilen sich gewöhnlich die Gesellschaften; die Einen gehen noch weiter ins Freie, und halten in Ottos neuem Casino à l'Esperance im schönen Helenenthale ihre letzte Station; die Andern eilen in die Stadt zurück, ins Theater. Ich war, unrecht genug, unter den letztern, und schlug durch die hinter dem Schlosse befindliche große Sägemühle den Weg ein, der durch Felder und Weingärten immer in einiger Höhe in die Berggasse von Baden, zu dem am Parke liegenden Theater führt. Von allen Seiten biethen sich auf diesem Wege dem Auge die schönsten Ansichten dar; eine immer wechselnde Landschaft breitet ihren üppigen Reichthum vor den Augen ihrer Verehrer aus.

Geistingers Buchhandlung.

Ist an Wochentagen gerade noch ein Viertelstündchen übrig, eh' das Theater beginnt, so

mag man Herrn Geißingers benachbarte Buchhandlung besuchen. Da kann man mit gelehrter Schwelgerei in den neuesten, sich an Eleganz immer übertreffenden Erscheinungen der einheimischen und ausländischen Literatur herum wühlen; da wird man vielleicht auch dich, Werk meiner schönern Stunden, neben Hosers, Schenks, Geusaus und Gaheis Schriften über Baden erblicken, und der Himmel gebe, daß nicht der Reitz der Neuheit oder dein schönes Kleid allein neben jenen durch die Welt dir helfe! — Da kann man endlich von den eleganten, luxuriosen, räsonnirenden und rezensirenden Gewässern verkosten, die aus den literarischen Mineralquellen des deutschen Parnasses geschöpft, in Krügen, genannt Journale, weit und breit versendet werden. Die Bestandtheile dieser Schaumgetränke sind gewöhnlich viel fixe Luft, etwas Wundersalz, ein großer Theil schwefelgesäuerter Bittererde, und zum Theil wohl auch Kochsalz. Sie dienen zu mancherlei Gebrauche; doch ist in jedem Falle eine besondere Disposition des Kranken, und etwas fester Glaube erforderlich. Zum Beiss-

sen biethet der benachbarte Zuckerbäcker mit gleicher Bereitwilligkeit seine Mandoletti an.

Das Theater.

Wenn es wahr ist, was Voltaire sagt, daß Alles gut ist, das Langweilige ausgenommen: so ist das Theater in Baden gut, denn Langeweile fühlt man hier selten. Wird das Parterre gleich nicht unterhalten, so unterhält es sich selbst; interessirt gleich das Spiel der Schauspieler nicht an sich selbst, so wird es doch äußerst pikant durch den Kontrast zwischen dem, was es ist, und was es seyn sollte. Abwechselnd versetzen sie die Zuseher in Ernst, und in Gelächter; folglich spielen sie mit Wirkung. Zwar lachen die Zuseher gewöhnlich nur, wenn der Schauspieler tragisch wird, und versinken in Ernst, wenn dieser ein schallendes Gelächter aufschlägt; allein an dieser Idiosynkrasie hat offenbar nicht der Schauspieler, sondern das Publikum Schuld; warum bildet es nicht seinen Geschmack nach der Kunst des erstern? Das Gegentheil würde das Spiel der Schauspie-

ler zur Mittelmäßigkeit hinaufstimmen; das Mittelmäßige und Laue aber, das nicht kalt noch warm ist, und schon vor achtzehn Jahrhunderten den Eckel eines großen Philosophen erregte, ist die Mutter des Gemeinen, des Langweiligen. Würden wir nun den Schauspielern Dank wissen, wenn sie uns durch mehr Studium nur mehr Langeweile verschafften? Würden wir, wenn sie die verliebten Szenen mit dem oft gesehenen Pathos spielten, so königlich amüsirt seyn wie itzt, wo der Ritter und seine Prinzessin bei dem wechselseitigen Erblicken schallend in die Hände schlagen, sich Schmätze geben, daß die Echo im Gewölbe des Theaters wach wird, und diese Naturakzente, da sie vor dem lauten Gelächter des gerührten Publikums den Souffleur nicht hören können, so oft wiederhohlen, bis endlich das Publikum müde wird weiter zu lachen, und die Stimme des indeß heiser gewordenen Einsagers in der plötzlichen Pause kreischend und laut ertönt?

In der Mimik berechnen sie überhaupt Alles auf den möglichst größten Effekt. Sie haben ei-

ne eigene Tonleiter im Gelächter, und im Augenverdrehen erreichen sie eine Höhe, wovon Engel in seiner Mimik nur wenig geahnt hat. Mit solcher Vollendung habe ich noch keinen Menschen spielen gesehen, wie jenen, der nach jeder Rede, die er bald ernsthaft zürnend, bald zärtlich gerührt zu sagen hatte, mit lachendem Munde sich gegen die Zuseher wendete, als wollte er ihnen sagen: Dem habe ich wieder einen Bären aufgebunden! — Gewiß war er in seinem früheren Leben eine Henne, und daher gewohnt, nach jedem gelegten Eye zu gacken.

Hamlets dramatische Warnungen scheinen sie für Lehren zu nehmen; sie zerreißen im Tragischen die Leidenschaften in Fetzen, und im Komischen lachen die, so die Narren spielen, immer am heftigsten und ersten. Nicht ohne Vorübung betreten sie die Bühne; ich selbst sah den wüthenden Helden eines Trauerspiels, kurz bevor er auftrat, während des Sporenanschnallens in seiner Familie rasen; sah ihn die Stühle unter einander schleudern, und die Wäsche, die eben auf dem

Tische lag, zum Fenster hinaus werfen. Und seine Frau hatte die Bosheit, ihm ganz und gar nicht zu sekundiren, nur damit er nicht recht ins Feuer kommen sollte. So wissen die Frauen bald durch Widerspruch, bald durch Schweigen die armen Männer zu ärgern!

Der Konversazionston ist gerade auch nicht die glänzendste Seite der hiesigen Schauspieler; man sieht wohl, daß er für ihre Zungen ein Feiertagskleid ist, in dem sie sich etwas unbequem fühlen. Selbst Kotzebue würde seine hinreißenden Stücke in einem neuen Lichte erblicken, wenn er sie hier aufführen sähe. Travestirte Stücke nehmen sich gar sonderbar aus; sie werden zum zweiten Mahle travestirt, und eben dadurch wieder natürlich. Dagegen wird hier besser memorirt, als auf manchem Hoftheater, auch ist für die Moralität hinreichend gesorgt; die Schauspielerinnen scheinen einen Bund geschlossen zu haben, alle Reitze zu verbannen, um die Herzen der Männer in Ruhe zu lassen, und unter sich selbst jeden Neid, jede Nebenbuhlerei zu ersticken.

Dieselben Schauspieler singen auch in der Oper, und zwar mit gleichem Glücke und gleicher Aktion. Im Menuetenschritt steigt Blaubart einher; in fürchterlicher Wuth fegt er das Theater mit der ungeheuern Schleppe der unglücklichen Marie. Die Gräfin Armand ist über ihre gefährlichen Tage schon ein Vierteljahrhundert hinaus, und Graf Armand projicit ampullas et sesquipedalia verba. Der arme Wasserträger hatte das Podagra und die junge Savoyardin — ja das war einmahl eine leibhafte Savoyardin vom Fusse des Montblanks!

Auch Ballete werden gegeben. Ein Ballet die Feier der Wohlthätigkeit genannt, das die Hoftheater-Tänzer am 11. August d. J. zum Besten des Bürgerspitals und der armen Kranken von Baden aufführten, trug 2317 ½ Gulden ein, obgleich das Haus nicht viel über 300 Menschen faßt, und die Preise nur zu einem halben und einem Gulden waren. Ein schöner Zug von der Großmuth der Badegäste. Die ganze Gesellschaft des Herrn Wilhelm besteht aus einigen 40 Per-

sonen, und spielte bisher den Winter über, vom 15. Oktober bis 15. Mai, in Neustadt; heuer ging sie nach Znaym.

Es ist wirklich auffallend, warum in einem so besuchten Badeorte, wo das Haus selbst an schönen Tagen größtentheils angefüllt ist, und die Gesellschaft sich mancher Unterstützung zu erfreuen hat, wo für Dekorazionen und Kleidungen mit vieler Freigebigkeit von erlauchten Badegästen gesorgt wird, und das Orchester, meistens von sehr geschickten Dilettanten besetzt, das Relief zu dem Bas der immer kränkelnden Thalia ist, keine bessere Gesellschaft spielt. Der Schauplatz hat sich zwar schon im Jahre 1775 aus einer Scheune des ehemahligen, nun niedergerissenen Hellhammerhofes, in ein steinernes, von der Stadt erbautes Gebäude verwandelt, und wurde im Jahre 1798 noch bequemer und geschmackvoller eingerichtet; aber der Geist, der auf der Moser- und Meningerschen Gesellschaft zwischen den Brettern der Scheune ruhte, scheint unverändert auf gegenwärtige übergegangen zu seyn, die nach jenen

und der Marinellischen Truppe im Jahre 1785 folgte.

Freilich wäre es, wenn die Gesellschaft unsere Aufmerksamkeit beschäftigte, um die Unterhaltung im Parterre geschehen, und ich weiß nicht, ob jener Gewinn diesen Verlust aufwöge. So aber dient das erste Parterre zu einem großen Konversazionssaal, wo man seine alten Bekannten spricht, und neue Bekanntschaften macht, unbekümmert um das, was da oben vorgeht. Nur in Pausen des Gesprächs blickt man aufs Podium hin, um neuen Stoff zu Bemerkungen zu sammeln. Ist der eigene Witz in der Ebbe, so braucht man nur die Epigramme, welche die Schauspieler auf ihre Kunst machen, in Worte zu übersetzen, um einen Zirkel zu unterhalten, und dazu ist jede Szene eine reichhaltige Mine. Freimüthiger als gewöhnlich nimmt die schönere Hälfte der Gesellschaft an der Unterhaltung Theil, und erleichtert den Weg von allgemeinen Bemerkungen zu besondern.

So unterhielt ich mich mit einer seelenvollen Frau, die unverheirathet schien. Aber mitten im Flusse des Gespräches rief ihre jüngere Freundin, die zu wenig mit hinein gezogen wurde: Schade, daß nicht auch Ihr Gemahl Theil an der Unterhaltung nehmen kann! — Plötzlich stockte nun die unsrige, und es kostete wohl zehn Minuten, um nur einiger Maßen wieder ins Geleise zu kommen. Wenn ich auch anfangen wollte, so machte ein Blick auf die triumphirende Miene der Warnerin die Worte im Munde zu Wasser. So muß ein Blitzstrahl erschrecken, der bei heiterem Himmel zwischen zwei Wanderer fällt.

Wer ist doch jene Dame, fragte ich in der peinlichen Pause meinen Nachbar, um die sich dort ein ganzes Sonnensystem von Kometen mit und ohne Bart so feurig herumdreht? „Es ist eine Frau von*** „erwiederte er“ und ihr alter Gemahl erwärmt gegenüber mit dem Feuer seines Witzes eine eben so große Zahl weiblicher Planeten. Er gleicht, wie so manche unserer Männer, den wilden

Kastanienbäumen, die im November zum zweiten Mahle ausschlagen und Blüthen treiben."

„Und bemerken Sie, fuhr er fort, hierneben die beiden Bürgersfrauen, die noch etwas schüchtern in dieser neuen Welt sich zeigen? Ich kenne sie von Wien aus, wo sie von ihren Männern zu der gewöhnlichen Wallfahrt nach Maria Zell Urlaub nahmen, heuer aber inkognito nach Baden gingen, um ihre Menschenkenntniß zu erweitern." — Und ich fand bei mir, daß sie daran sehr wohl thaten, denn ohne Menschenkenntniß muß die Erziehung der Kinder doch immer nur einseitig und engbrüstig ausfallen. Auch wird gewiß die künftige Generazion weit vollendeter seyn, als die unsrige, die alle ihre Erfahrungen größtentheils sich selbst, und nur wenig den Aeltern dankt.

Gerade wollte ich meinen Monolog in Worte einkleiden, um das Gespräch mit meiner Nachbarin mit moralischen Betrachtungen wieder anzuknüpfen, als die Dialogen auf der Bühne zu

Ende waren, und der Vorhang herabrollte, der zwischen die Schauspieler und die Zuseher seine bemahlte bewegliche Scheidewand warf. Nun konnte auch ich die Scheidewand nicht mehr aufrollen, die sich so plötzlich zwischen uns gesenkt hatte; trennen mußten sich die Schauspieler vorwärts und rückwärts der Kortine.

Die Abendtafel.

„Schweigen ist eine große Kunst, sagt ein beliebter Schriftsteller, aber doch keine so große, als uns gewisse Leute glauben machen wollen, die dann am klügsten thun, wenn sie schweigen.“ — Auch ich schweige gewöhnlich an großen Tafeln; aber ja nicht, weil ich mich zu den gewissen Leuten rechne, sondern weil ich die noch größere Kunst nicht besitze, Bagatellen mit Wichtigkeit vorzutragen. Diese Kunst, die so manchem Kenntnißleeren einen Anschein von Bildung und eine gewisse Superiorität über den wirklich Gebildeten erwirbt, ist gewöhnlich der Grundstoff des sogenannten guten Gesellschafters, des bewunderten Elegants.

Auch an der Abendtafel saßen gute Gesellschafter, obgleich nicht in dem Sinne gut, wie Göthe sagt:

Gute Gesellschaft hab' ich gesehen; man nennt
sie die gute,
Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Im Gegentheil; jede Wendung ihres Gespräches war ein Epigramm. Nur traf der Stachel nicht Andere, sondern immer sie selbst.

Mein Nachbar rechts war ein Mann von vierzig Jahren, aber dem ganz und gar nicht ähnlich, den uns Iffland so liebenswürdig darstellt. In seine starken Züge hatte jede Leidenschaft, nur keine große, ihren Stempel gedrückt. Zu jedem Worte hatte er eine eigene Mimik; sein Gesicht erschien wie der Hut eines Gauklers in hunderterlei Formen, und eben so vielseitig mag auch sein Gemüth gewesen seyn. Das Lieblingsthema seines Gespräches, das er, wie so mancher Kompositeur das seinige, bis zum Ueber-

drusse varirte, waren seine Abenteuer in Bädern, die er von Ofen bis Spaa, von Karlsbad bis Rastadt alle besucht hatte, vermuthlich um seine verschwendeten Jugendkräfte wieder zu erlangen.

Ich hielt ihn für einen Spieler von Handwerk, denn vom Spiel und falschen Gelde sprach er nicht weniger gern. Dabei wies er eine Sammlung davon vor, die er in verschiedenen Bädern machte, und, wie er mit schlauer Miene hinzusetzte, für gewisse Ausgaben aufbewahre. Mit vieler Bescheidenheit gab er sich für einen Meister im Pharao, im Ein und zwanzig, im Rouge ou Noir, und erzählte, wie oft er Banken sprengte, und Augenzeuge von den Verzweiflungen unglücklicher Spieler bei dem fürchterlichen Va Banque! war.

Ein Grenadierlieutenant, ein schöner junger Mann, kommentirte seine Vorlesungen, verwünschte in soldatischen Kraftausdrücken das Spiel, das ihn und seine Familie zu Grunde richte, und schloß mit dem offenherzigen Bekenntnisse, daß

er in nächster Nacht sein Glück aufs neue versuchen wolle. Sein Freund, ein stattlicher Hußaren-Rittmeister, suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er sprach viel, wußte auch, was selten ist, viel, und sprach demungeachtet nie von seinen Thaten, was noch seltner ist. Von seinen Hußaren und Rothmäntlern erzählte er aber manche Anekdoten, unter denen eine, als Probe ihrer Menschenkenntniß, besonders merkwürdig war. Zwei Rothmäntler ließen sich bei einem Kaufmann in Mainz Tuch zu Uniformen abschneiden. Als der Kaufmann es ihnen zusammen gelegt hatte, und die Bezahlung forderte, holte der Eine ganz gelassen einen Bündel hinter seinem Mantel hervor, rollte ihn auseinander, und legte — einen blutenden Franzosenkopf hin. Der Kaufmann entfloh bestürzt durch eine Hinterthüre seines Gewölbes, und die Rothmäntler entfernten sich unangefochten mit dem Tuche, in dem Bewußtseyn, es mit dem Kopfe eines ihrer gemeinschaftlichen Feinde ehrlich bezahlt zu haben.

Das vollkommenste Gegenbild des kraftvollen Hußaren-Rittmeisters saß ihm zur Seite. Ein alter, kleiner, selbstgefälliger Hagestolz, der in seinen jüngern Jahren als Original zu Hafners Heinzenfeld paradirt haben mochte, itzt aber nicht einmahl mehr zu einem Pantalon tauglich war. Er erzählte viel von der Gunst der Musen, die er schmerzhaft alle Neune nannte, von seiner Carolina, die er witzig zärtlich nur seine Cara Lina hieß, und gab endlich der Gesellschaft den ganzen Roman seines Lebens zum Besten, der auch wirklich so interessant war, als es unsre neuesten Gegenstücke zu Lafontaines Romanen nur immer seyn können. Er liebte — erstes; ward wieder geliebt — zweites; seine Geliebte mußte einen andern heirathen — drittes Kapitel. Im vierten macht er Verse über sein Unglück, und besucht im fünften seine verheirathete Geliebte, bis er merkt, daß ihr Mann auf ihn im sechsten eifersüchtig wird. Um sie in keine unangenehmen Verhältnisse zu bringen, beschließt er im siebenten, sie nie mehr zu besuchen, worauf sie im achten stirbt,

und zwar, wie er vermuthet, aus innerlicher Kränkung. Nun kann er im neunten nicht weniger thun, als den feierlichen Schwur zu schwören, nie mehr zu heirathen, den er auch bis an sein Ende zu halten fest entschlossen ist.

Und das Wesen, dem er das alles erzählte, war ein herrliches, blühendes Mädchen. Weil er nicht mehr lieben konnte, wollte er sie wenigstens überzeugen, daß er geliebt habe. Das holde Geschöpf sah ihn dabei mit so viel Ausdruck von gutmüthigem Mitleiden aus ihren schönen blauen Augen an, daß man an ihrem Witze hätte zweifeln können, wenn nicht aus dem Grübchen der Wangen und dem sanften Bogen der Lippen eine Bedaurung hervorgelächelt hätte, von der es sehr zweideutig oder eigentlich gar nicht zweideutig war, ob sie seiner Person oder seinem Schicksale galt.

Aber warum unterhielt sich Hebe mit Thersites? Der Grund — er ist noch anziehender, als ihre Theilnahme — lag in dem lächer-

lichen Betragen ihres eignen Begleiters, das ihr beständige Schamröthe abnöthigte. Um ihre Beängstigung und Verlegenheit zu verbergen, um von seinem Benehmen gleichsam nicht Zeugin seyn zu dürfen, sprach sie so angelegentlich mit ihrem rechten Nachbar. Ihr Begleiter zankte sich indeß mit allen Aufwärtern über die Bedienung; aber je mehr er schalt, desto verächtlicher begegneten sie ihm. Allen war diese Szene unerklärbar, bis endlich nach ihrer Entfernung ein Aufwärter mit einem einzigen Worte über das Handwerk dieses Menschen das Räthsel löste. Man bedauerte nun die ideale Gestalt und die traurige Macht der Umstände, die diese Blüthe der Menschheit in solche Hände warf.

Mit großer Galanterie in Worten, aber weniger Delikatesse in der Auswahl seiner Scherze, unterhielt nebenan ein Unger seine Dame. Groß- und gutmüthig, wie der größte Theil seiner Nazion, lobte er alles, was sie gelobt haben wollte, das ausgenommen, was bloß österreichisch war. Die gute Dame nahm mit wür-

devollem Anstand von dem Schinken, den er ihr präsentirte, versicherte aber, daß man ihn bei ihr zu Hause weit geschmackvoller mit blauen Atlasbändern umwunden auftrüge. Von Zeit zu Zeit rief sie ihren Christoph, und wenn der gute Christoph kam, und mit verlegener Miene bei fünf Minuten ehrfurchtsvoll hinter ihrem Stuhle auf weiteren Befehl gewartet hatte, so sagte sie, ohne ihm das Gesicht zuzuwenden: „Reich er mir das Salzfaß her!" ob es gleich vor ihr auf dem Tische stand, oder: „Rück' er mir den Stuhl näher!" wobei sie sich mit graziöser Unbehülflichkeit in die Höhe hob.

Groß, und mit der Miene, daß solche Gesellschaft unter seiner Sphäre sey, saß ein prächtig gekleideter Mann neben der Reine Gillette. Das Angesicht war halb glatt und leer, halb in wichtige vornehme Falten gelegt; die Finger, mit Brillanten bedeckt, glichen eben so vielen Prismen, die mit den Farben des Regenbogens die Augen der Gäste blendeten, und beständig am Horizonte des Gesichtes schweben blieben, indem er sich

in einem fort die Zähne stocherte. Von Zeit zu Zeit öffnete sich sein Mund, wie die Wolken, wenn es wetterleuchtet, und man sah dann durch die helle Oeffnung in den Feuerhimmel seiner Persönlichkeit, indem er nur so blitzeähnlich es hinwarf, daß er heute beim Grafen * dinirt, gestern beim Fürsten * * soupirt habe, und morgen die Baronne * * * in seiner Equipage nach Schönau führen werde. Schon fing ich mit dem größten Theile der Gesellschaft an, ihn für einen alten Patrizier zu halten, als mir mein Nachbar zuflüsterte, daß es ein bürgerlicher Kleidermacher aus der Hauptstadt wäre.

Der launische Zufall hatte diesem Brillanten am Ringe der Gesellschaft eine Folie beigegeben, auf der sein Glanz sich noch mehr hob. Es war ein zweiter Zahnstochersauger, zwar viel ärmer, aber, wo möglich, noch viel eitler als jener; ein Schauspieler, der denselben Abend als Graf Armand zwei gefährliche Stunden — vor dem Publikum bestanden hatte. Die Größe der Gefahr, in der er und seine Geliebte

schwebte, die, wenigstens dem Alter nach, fast eine Enkelin der wirklichen Gräfin seyn konnte, schien sein ganzes Gemüthe so in Wallung gesetzt zu haben, daß er selbst itzt nicht ein Wort noch zu sprechen im Stande war.

Mitternacht rückte heran, die Gäste verloren sich allmählich, und selbst der wortreiche Bäderbesucher wollte sich entfernen. Da tönte es von einem andern Tische bst! bst! herüber, und ein Aufwärter sagte ihm, daß ihn ein Frauenzimmer zu sprechen verlange. „Ein Frauenzimmer!" rief er aus; „ah, c'est mon genre" und hüpfte mit einer Eroberersmiene zum Tische hin. Aber schneller wird Schnee nicht zu Wasser, von heissem Sude begossen, als sein Bocksgesicht sich zur Schafsmiene plättete bei der Anrede: „Sie Ehrloser! ist das die Art sich gegen Frauenzimmer zu betragen? Alter Geck, ich warne Sie öffentlich!" —

„Madame!" stotterte bestürzt der moderne Ixion, als er statt der gehofften Juno sich so plötzlich von einer bittern Rauchwolke umfangen sah,

— „Madame — Sie müssen keine Bäder besuchen!“ Dabei entschlüpfte er durch eine Hinterthüre.

Natürlich sehnte sich alles nach Aufklärung dieser rhapsodischen Farce, die wie eine Erscheinung aus der Laterna magika die Augen der Zuseher vorübergerauscht war. Einer der Aufwärter, dieser wandelnden Chroniques scandaleuses, machte den Cicerone. Jener Herr hatte den Abend zuvor das Frauenzimmer beim Nachhausegehen aus dem Bade bis in ihr Zimmer verfolgt, wo sie sich schon ins Bette geworfen hatte, als er eintrat. Nur durch ihr anhaltendes Geschrei um Hülfe konnte der Zudringliche entfernt werden; allein tief in ihr Gemüthe gegraben blieb dieser Schimpf, und beschlossen ward es, ihn öffentlich zu rächen. War aber diese Rache ein Beweis eines zarten Gefühles fürs Anständige?

Armer Mann! Hätte des Schicksals Hand dich härter treffen können? Morgen bist du das Mährchen in allen sechzehn Bädern der Stadt;

im Park wird man mit Fingern auf dich deuten, im Kaffehhause und Theater deine Beschämung erzählen. Mit hundert Umständen vergrößert und verschönert wird der Witz die Medisance damit unterhalten; du kannst ihren tödtenden Pfeilen nicht anders als durch schnelle Flucht entgehen!

Hättest du die Niederlage jener Frau in deinen glänzenden Zirkeln erzählt, sie hätten dir Beifall zugelächelt; hättest du gleich jenem Offiziere quittirt, als der Krieg anfing, sie würden dich nur klug genannt haben; aber eine solche Blöße gegeben zu haben, macht dich unfähig, je darin wieder Beifall zu ärndten. Das Alberne bewundert, das Schändliche belacht man, nur das Lächerliche verzeiht man nie.

Die Redoute.

Wie Xerxes auf seinem erhabenen Throne an den Ufern des Hellespontes möchte man hier ausrufen: In hundert Jahren sind Alle, Alle Staub, die hier der Freude mit so offenen Armen sich

hingeben! Was ist Freude, möchte man fragen, wenn Menschen, vom Glück reichlich bedacht, mit wüstem Gemüthe aus ihren Tempeln eilen, und andere innig vergnügt sind, die man von der Natur vergessen glaubt? — Der Zauber des Vorgenusses ist sie nur, den uns die Phantasie gewährt; der bloße Duft des wirklichen Genusses! Sie ist nichts Wesentliches, nichts Aeußerliches; wenn alle Saiten unseres Herzens im Einklang beben, so fühlen wir sie; so wie wir die Schönheit fühlen, ohne sie beschreiben zu können. Sie sind die Abendröthen einer genußvolleren Zukunft, mit denen das unbegreifliche Schicksal das öde Grau der Wirklichkeit bemahlt!

Das Redoutengebäude, das im Jahr 1809 vom Theaterunternehmer Herrn Wilhelm nach dem Plane des Hof-Architekten Montoyer neu erbaut wurde, und an das Theater und den Park stoßt, wird gegenwärtig vom Ausschuß seiner Gläubiger verwaltet. Es hat, durch seine innerliche Ausschmückung und die herrliche Lage mit der Aussicht gegen den Park zu, wesentliche Rei-

ße für den Fremden, er mag die Zimmer des ersten Stockes besuchen, um da zu speisen und an regnichten Tagen mit der im Salon und den Spielzimmern versammelten Gesellschaft sich zu unterhalten, oder im zweiten Stockwerk ein Zimmer als Gast bewohnen. Einen Flügel des letztern bildet die Wohnung des Herrn Grafen Camillo von Lamberti, der für seinen hergeschenkten Beitrag zur Erbauung des Gebäudes dieselbe lebenslänglich sich bedung.

Das größte Vergnügen gewähren die Bälle, die in dem von Herrn Galling gemahlten, bei zwölf Klafter langen und sieben Klafter breiten Redoutensaale gegeben werden, wo während der Anwesenheit des Hofes auch Masken erscheinen dürfen. Der steife Menuet ist hier verbannt; gewöhnlich findet man bloß schottische und englische Tänze. Masken zwar sind selten, und im vorigen Jahre sah man bloß kleine tanzende maskirte Kindergruppen; aber auch ohne Masken weiß sich die glänzende Gesellschaft vortrefflich zu unterhalten. Eben so einfach als geschmackvoll angezo-

gen erscheint hier Alles, was durch Schönheit, Rang und Reichthum sich auszeichnet. Cherubini und seine liebenswürdige Frau zierten heuer manchen Ball, und seine allerliebsten Kinder zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Hier freut sich alles des Daseins; das Große und Schöne, daß es so Vieles unter sich sieht, das Niedere und Minderschöne, daß es nur auch da ist.

Die Erfrischungen von dem im Hause befindlichen Kaffehschenken sind vortrefflich; auch der Gastgeber bedient gut. Wenn im Redoutengebäude kein Ball gegeben wird, so ist in dem auf dem Stadtplatze befindlichen Casino Musik, wo ebenfalls ein eigener Traiteur für die Tafel, und der Kaffehhausinhaber für die warmen Getränke sorgt. Das Casino wurde schon im Jahre 1786 von Herrn Otto errichtet, und war nebst dem großen und stark besuchten Traiteur- und Wohnhause zur römischen Krone in der Renngasse eine der frühesten Quellen zur Unterhaltung und Bewirthung der Badegäste.

Müde von den Genüssen des heutigen Tages kam ich in meinem Zimmer an. Im benachbarten ertönten himmlische Akkorde eines Pianoforte; das Dunque mio bene entquoll harmonischen Lippen, und wiegte die aufgeregten Sinne in süßen Frieden ein. Bist du auch selbst so hold und liebenswürdig, ungesehenes Wesen, wie deine Zaubertöne? Oder täuschen sie gleich Syrenengesang, diesem schönen Mythos des Alterthums, der so lebhaft die Wirkungen der Liebe versinnlicht, wie sie mit geheimer, unbegreiflicher Macht des Mannes freien Geist in Fesseln wirft, wie sie ihn, mit seinen Sinnen im verrätherischen Bunde, durch das verführerischste Gaukelspiel zum Sklaven ihrer höhern Absicht macht, und dem ohnmächtigen, gebundenen Getäuschten, wenn er erwacht, und vergebens die verlorne Freiheit beseufzt, mit dem Hohngelächter der Tyrannen lohnt? Mögen immerhin die Ringe ihrer Ketten von Gold seyn; auch goldne Fesseln sind Fesseln.

O geschwind die süßesten Töne wieder, daß der Mensch nicht durch die klare Ansicht erkalte! Deinen wohlthätigen, lebenswarmen Nebelschleier senke nieder, Phantasie! daß er das Medusenhaupt der Wahrheit verhülle, daß das Feenreich des Glaubens im sanften Mondenlichte wieder aufdämmere vor unsern Blicken!

Die Bäder.

Sonderbar ist die Empfindung am Morgen nach einem in stetem Genusse durchschwärmten Tage, besonders wenn Nebel den Morgenhimmel umhüllen. Nirgends zeigt sich eine Spur mehr von dem poetischen Leben des verrauschten Tages; überall gähnt uns die kalte prosaische Wirklichkeit an. Es ist Einem gerade, als wenn man eine Bühne bei Tage beträte, wo den Abend vorher Thalia, Melpomene und Terpsichore im Kreise ihrer Jünger, von einer glänzenden Menge von Zuschauern umrungen, ihren Triumph gefeiert haben. Als Bretter und Kulissen erblicken wir die Tempel und Götterhallen von gestern,

Spieler und Zuschauer sind verschwunden; die magische Beleuchtung hat sich in kaltes Tageslicht verwandelt, ausgeklungen haben die Sympathien des Orchesters, und zerstoben ist das Leben, das Bühne und Parterre wie ein einziges Ganzes mit warmem Freudenhauch durchdrang. Statt der Helden und Heldinnen, die uns gestern in höhere Welten zauberten, bessert der Maschinist die Maschinerie der Szenen, die Stricke der Kortinen aus; der Lampenputzer reiniget die Lampen, ein schmutziger Hausknecht fegt den Staub von den leinenen Wänden der gestrigen Palläste und die holde Täuschung sinkt zum platten Gaukelspiel herab.

So ist es hier am frühen Morgen. Wie in Wielands Wintermährchen ist der Feenpallast verschwunden und der Teich voll glänzender Fische; eine gewöhnliche Stadt steht wieder da, und treibt ihr Werktagsleben. Statt der schönen Welt, die uns gestern umwogte, sieht man eine andere leben und thätig seyn, die den Tag über verborgen ist oder nicht bemerkt wird. Die kauft und

verkauft, die reiniget und feget, die rüstet Alles mit antheilloser Geschäftigkeit zu, damit ja das tragische Lustspiel, in dem die Schauspieler sich so gut gefallen, wieder von vorne angehen könne, und verschwindet endlich, wenn jene auftreten. So drehen sich zwei Kreise von Menschen ewig neben und um einander hin, ohne je sich zu berühren; so scheint immer der eine nur dazu bestimmt, Genuß zu bereiten, und der andere, ihn zu genießen. Aber ein gütiges Schicksal schmelzt die sich fremden Kreise in einen einzigen großen zusammen; auch den bereitenden läßt es genießen, auch der genießende muß bereiten; nur ahnen beide selten auch die Aversseite ihrer Bestimmung.

Am deutlichsten spricht sich diese Bestimmung in den Bädern selbst aus, wo die Götter der Erde an ihre Menschheit erinnert werden, wo die warme Fluth, wie der Strom der Zeiten, alle Stände gleich umwogt, und nur der wirklich Größere mehr herausragt. Ein gleiches Bedürfniß vereinigt hier die verschiedenartigsten und

entferntesten Menschen in einem Badebehälter, hüllt alle in dieselbe Kleidung, und verschmelzt sie zu einer Gesellschaft, wie beim Austritt aus dem Naturstande. Einige von Adel machen zwar seit einiger Zeit eine Ausnahme, und wollen das vortreffliche Frauenbad, gegen das Herkommen und den Willen der Natur selbst, die es allen öffnete, für sich allein bestimmt wissen. Auch die Geistlichkeit hat von dem an Güte jenem gleichen Josephsbad wenigstens die Frauen ausschließen wollen; dieser Versuch wurde aber im Jahre 1799 dahin beschränkt, daß die Geistlichen, die allein baden wollen, von vier bis sieben Uhr früh es thun können.

Einen Genuß neuer Art gewährt es, von den in den meisten größern Bädern angebrachten Gallerien in die belebten Wellen hinabzublicken, und die neuen Amphibien in ihren Bewegungen und Aeußerungen zu belauschen. In manchen Bädern baden bei hundert bis hundert fünfzig Menschen auf einmahl, immer sich durchkreuzend in

ihren Bewegungen, wie außerhalb des Bades in ihren Planen.

Nach dem verschiedenen Wärmegrade theilet man die sechzehn Bäder von Baden in vier Klassen; zur ersten von 28 $\frac{1}{2}$° und 28° Wärme nach Reaumur rechnet man das Frauenbad, das Josephsbad und die zwei Halb = oder Ursprungsbäder; zur zweiten von 27 $\frac{1}{2}$° bis 27° die sechs Theresienbäder, das Neubad, das k. k. Militärbad, das Herzogsbad, das Antoniusbad, das Sauerbad, das Johannesbad, und das Heiligenkreuzerbad; zur dritten von 26 $\frac{1}{2}$° bis 26° das Armenbad und die vier Engelsburgbäder; zur vierten endlich von 22° das Peregrinusbad. Von diesen Bädern gehören acht der Stadtgemeinde, nähmlich die fünf erstgenannten, dann das Herzog = Antonius = und Peregrinusbad; die acht übrigen haben verschiedene Besitzer. Ferner erhalten die Halb = und die Theresienbäder, das Herzogs = und Antoniusbad ihr Wasser durch vier abgesonderte Röhren aus dem großen Ursprung am Kalvarienberge selbst; die übrigen zwölf Bäder

haben

haben eigene Quellen, die jedoch vermuthlich denselben Kalkfelsen durch natürliche Kanäle entströmen.

Wegen Reinheit, Ergiebigkeit und Wärme wird vorzüglich das der Stadt gehörige Frauenbad geschätzt. Es liegt innerhalb des Frauenthores, hart an der ehemahligen, noch außer der Stadtmauer befindlichen Frauenkirche. Die Quelle geht eigentlich unter dem Hochaltare der Kirche auf, wird aber durch eine Verdämmung in das benachbarte Badehaus hinüber geleitet. Die Stadt ist gegenwärtig darauf bedacht, dem Aeußern und Innern dieses Bades mehr Eleganz zu geben. Es ist in Hinsicht auf Alter das Einzige, von dessen Dasein schon Urkunden vom Jahre 1357 als von einem landesfürstlichen Wildbade sprechen; die übrigen sind jüngeren Ursprungs. Es war nebst dem Neubade das erste, das in Besitz der Stadtgemeine kam, indem es Ferdinand der I. ihr im Jahre 1531 wegen der drei Jahre vorher durch die Türken erlittenen Verwüstung schenkte.

Mit ihm von gleichem Werthe ist das außer dem Frauenthore liegende Josephsbad, das sich auch in Hinsicht auf Bauart sehr gut ausnimmt, und seit dem Jahre 1650 im Besitze der Stadt ist. Es steht ganz frei, ist tempelförmig gebaut, mit Bäumen umpflanzt, und wurde im Jahr 1804 mit einer gewölbten Kuppel und geschmackvollen Faßade verziert.

Noch schöner zeichnen sich die im Geschmacke des Vaterlandes der Bäder, des Orients, erbauten Halbbäder aus, die auch die Ursprungsbäder heißen, weil sie die nächsten an dem unter dem Parke befindlichen Ursprunge sind. Sie wurden im Jahr 1796 nach dem Plane des um die Verschönerung Badens so verdienten Grafen von Lamberti von der Stadt an die Stelle der vorher bestandenen Badehütten errichtet. Das eine ovale Bad ist zum Fußbade für zehn Menschen, das andere achteckichte zum Vollbade für zwei bestimmt.

Das gleich nebenan befindliche Gebäude der Theresienbäder wurde schon im Jahre 1758 von der Stadt errichtet, erhielt aber erst seit dem Jahre 1795 sein jetziges geschmackvolles Inneres, und im Jahre 1800 das Tropfbad und zwei Kabinete zum Ausruhen nach dem Bade. Von den daselbst befindlichen sechs Bädern haben zwei, die Edelbäder genannt, Badekästen von weissem Steine; die Wände der Zimmer sind mit Marmor, und der Fußboden mit Tuch bekleidet; die übrigen vier Badekästen sind von Holz, und die achteckichten Zimmerwände bemahlet. In jedem Kasten können höchstens zwei Personen baden. Das Badewasser strömt, eine Klafter über dem Boden des Kastens, aus einer metallenen Pipe herab, und kann mittelst eigner Schläuche, Douges genannt, auf den kranken Theil des Körpers besonders hingeleitet werden. Diese Dougesbäder, so wie ein zwei Klafter hohes Tropfbad in dem einen Badezimmer, findet man bloß in den Theresienbädern und im Militärbade.

Rückwärts befindet sich in Nummer 7 ein größeres Bad auf 10 Personen, mit einer eigenen aber etwas kühleren Quelle, die zur 3ten Klasse gehört.

Bis zum Jahr 1796 waren die Theresienbäder am Parke für die Offiziere, und das auch der Stadt gehörige, außen an der Frauenkirche liegende Neubad oder äußere Frauenbad für die Gemeinen zum unentgeldlichen Bade bestimmt. Maria Theresia hatte deßwegen im Jahre 1758 der Stadt 1000 Dukaten zur Erbauung der ersteren, die daher auch ihren Nahmen führen, angewiesen. Dieß beweiset die noch daran befindliche Aufschrift:

Dîs Soteribus
Francisco & Mariæ Theresiæ
P. P. F. F. A. A.
Quod Aquas Cetias
Sanandis militum suorum plagis
Et impluentes fieri
Et novo balneario includi jusserunt.

Curante Joan. Nep. ab Humbourg
Cæs. Reg. M. M. Chirurgo.

Als aber S. M. Franz der II. in gedachtem Jahre das in der Allandgasse liegende Petersbad von Hrn. Anton Walter kauften, und es zur gleichzeitigen Aufnahme von 30 Offizieren und 200 Gemeinen unter Kommando eines k. k. Oberstlieutenants einrichten ließen, so wurde die Stadt von der Verbindlichkeit, in jene beiden Bäder das Militär unentgeldlich zuzulassen, befreit, aber zugleich aufgefordert, 2000 Gulden zum Ankauf des Petersbades beizutragen. Den Offizieren der k. k. Leibgarde steht es indessen noch immer frei, sich irgend eines städtischen Bades unentgeldlich zu bedienen.

Das Petersbad, oder wie es itzt heißt, das Militärsbad, das im Jahre 1628 entstand, hat die Eigenheit, daß es, wenn es ruhig steht, in einigen Stunden mit einer pfauenfärbig spielenden Fetthaut überzogen wird, die beim Eintritt eines Badenden mit einem Gezische in kleine Stücke zerreißt. Eine ähnliche Haut bemerkt man auch über dem Wasser der Deutsch-Altenburger Schwefelquellen.

Im Militärsbade hat man ebenfalls, neben dem großen, 50 Personen fassenden Badekasten, einen kleinen auf 2 Personen, mittelst einer Pumpe zu einem Douge- und Tropfbade eingerichtet.

In Rücksicht der Größe der Badekasten gehen das Herzogs- und Antoniusbad, wovon ersteres bei 150, letzteres bei 100 Menschen von beiden Geschlechtern faßt, allen übrigen vor. Die Badestuben sind sehr hoch, geräumig, mit Sitzen, Gallerien, abgesonderten Umkleidezimmern und an der obern Decke mit einer zum Ausgange der Badedünste bestimmten Oeffnung versehen, die der Taubensprung heißt. Sie befinden sich im Herzogshofe, einem ehmahligen Landsitze der alten Herzoge von Oesterreich, der gleich am Parke innerhalb der Stadtmauer liegt, und nebst einer Hauskapelle des heil. Antons auch Wohnungen für die Badegäste enthält. Dieser Hof, der in der Landtafel die Pflege von Baden heißt, kam in der Folge (vermuthlich im Anfange des 17. Jahrhunderts) an die Grafen von Lamberg, und wurde von diesen nebst der Ur-

sprungsquelle, dem Hellhammerhofe, auf dessen Platze seit 1775 das Theater steht, und allen dazu gehörigen Realitäten im Jahre 1716 an die Stadt Baden verkauft.

Jenseits des Schwöchatbaches liegt das Saurerbad, dessen Kasten bei 40 Menschen fasset. Der Saurerhof, in dem es sich befindet, ist mit Wohnungen, einer Kapelle und einem Gastgeber versehen, und wurde vermuthlich von Georg von Saurer, k. Kammerherrn und Besitzer der Herrschaft Rauhenstein, im Jahre 1594 erbauet.

Zwischen dem Saurerhofe und Scheiners Kaffehhause befindet sich das jüngste, erst seit 1794 nett und zierlich erbaute Engelsburgbad, das aus vier Abtheilungen, jede für vier Personen, besteht, und charakteristisch durch die ober dem Eingange basrelief dargestellte Fußwäscherin bezeichnet wird. Die Quelle dieses Bades soll erst im Jahre 1755, folglich gleichzeitig mit dem Erdbeben von Lissabon entstanden seyn, und ge-

hört, wie das vorhergehende, dem Freiherrn von Dobblhof.

Das Johannisbad liegt an der Schwöchat, an der Spitze von Gutenbrunn, vom Sauerhofe herüber. Es ist dem Herrn Zacharias Christ, der es im Jahre 1802 kaufte, und sammt dem Wohngebäude für Badegäste sehr verschönerte, mit der Bedingung gehörig, daß er das gleich daran befindliche Armen- oder Bettlerbad immer in gutem Stand erhalte, und die Armen unentgeldlich baden lasse. Ob das Privatbad der Heiligenkreuzer-Mönche, im Garten ihres mit einer Magdalenen Kapelle versehenen Hofes vor dem heiligen Kreuzerthore, schon im 12. Jahrhunderte bestand, wo sie den Hof von einem Albert Pienk zu einem Krankenhause geschenkt erhielten, ist ungewiß; doch muß es alt seyn, da es im 15. Jahrhunderte erneuert werden mußte. Das außer dem Rennthore, westwärts der Bergstraße, in einer Wiese liegende Peregrinusbad wurde im Jahre 1798 von der Stadt vergrößert, und zu einem Vollbade eingerichtet.

Das Privatbad endlich des Freiherrn von Wetzlar zu Gutenbrunn, und das ganz verfallene Mariazellerbad in der Nähe des Peregrinusbades, das den Geistlichen des aufgehobenen Stiftes Klein-Marienzell zugehörte, und seitdem nicht mehr benutzt wird, haben viel kältere und trübere Quellen als die übrigen Bäder.

An die Wohlthat der Natur verdient die Mildthätigkeit der Menschen angereiht zu werden. Der ehmahlige sehr alte Mariazeller- oder Mönchshof wurde von S. M. dem Kaiser 1801 zur unentgeldlichen Aufnahme der armen Badedürftigen bestimmt, und zu diesem Endzwecke von dem Religionsfonde, dem er nach Auflösung des Stiftes Klein-Marienzell heimgefallen war, eingelöset. Für die badedürftigen Armen aber, die zugleich mehr oder weniger krank sind, ist ein Theil des Bürgerspitals vor dem Heiligenkreuzer Thore von der Regierung auf Vorschlag des Herrn Badearztes Schenk schon im Jahre 1800 bestimmt worden. Gegenwärtig wer-

den zwanzig Kranke daselbst in vier Zimmern mit den nöthigen Arzeneien unentgeldlich verpflegt; zur Verköstung aber erhalten einige sechs Kreuzer, andere, die der herzoglich Albertischen Stiftung genießen, zwölf Kreuzer täglich. Auch befinden sich vier Betten daselbst für hiesige arme und kranke Dienstbothen. Von der Großmuth der Badegäste erwartet der bestehende noch kleine Fond dieser wohlthätigen Anstalten seine Erweiterung; zu dem Ende befindet sich ein Subskriptionsbuch daselbst. In dem andern Theile des Bürgerspitals werden sechs verarmte Bürger von Baden und eben so viele Weiber mit Kleidung, Wäsche und 7 Kreuzer täglich verpflegt, wozu der letzte Besitzer dieses Hofes, Gerovich Auer von Herrenkirchen, bei seinem kinderlosen Tode 1551 dieses Haus sammt der daranstossenden, itzt verkauften Bruckmühle der Stadt vermachte. Das Bürgerspital hat eine Kapelle zum heiligen Kreuz.

Als ich die Töchter alle besehen hatte, nahte ich mich der ehrwürdigen Mutter, die in einer Grotte am Fusse des kalkartigen Kalvarienberges

zunächst dem Parke ihren Tempel hat. Auf einer Tafel am Eingange liest man die Worte: Der leidenden Menschheit gewidmete Wohlthat der Natur.

Ein düsterer, fünf und vierzig Schritte langer, von der Natur gewölbter Gang führt in das Innere. Mit heiligem Schauer wallt man durch mürbe Steine hinab in das Heiligthum selbst, wo die Mutter aller Dinge ihren Schooß öffnet und dem Menschen gleichsam zu erlauben scheint, in die Vorhalle ihrer geheimen Werkstätte zu treten.

Bei dem schwankenden Schimmer eines Lichtes, das eine magische Beleuchtung durch die glänzende Krystallengrotte wirft, erblickt man im Boden derselben einen natürlichen Felsenkessel von einer Quadratklafter im Umfange, und mit Steinen ausgemauert. Auf der westlichen Seite, wo sein Wasser bei zwei Klafter tief ist, liegt im Grunde die große Quelle verborgen, aus der das Wasser stromweise aufschießt. Auf der östlichen Sei-

te des Kessels steigt ein Felsen herauf, und auch aus seinen Spalten springt das Wasser zischend und Blasen werfend hervor, als würde es durch ein unterirdisches Feuer erhitzt. Vier Röhren leiten unter dem Boden das Wasser in vier benachbarte Bäder; die Quelle selbst ist so reichhaltig, daß man die Menge des Wassers, die alle vier und zwanzig Stunden aus dem Kessel herausfließt, auf 13,440 Eimer rechnet.

Die warmen Dünste, die aus dem Badekessel aufsteigen, bilden ein Dunstbad; um es mit Bequemlichkeit zu genießen, ist ein kleines, mit einem Holzgitter und mit Stühlen versehenes Behältniß in der Grotte selbst angebracht. Eh man sich dahin begibt, bereitet man sich in einem gleich am Eingange befindlichen Zimmerchen vor. Diese Dünste verbreiten sich durch die Grotte und den ganzen Eingang, und fallen theils in den sogenannten sauern Tropfen herab, welche die Farben zerstören, theils geben sie den Wänden ihren Krystallenschmuck, aus dem das sogenannte Badnersalz gemacht wird. Der künst-

liche Badeschlamm zu äußerlichem Gebrauche wird in einer mit Pfosten belegten Grube am Eingange des obenerwähnten Zimmerchens bereitet, indem man Thonerde in das daselbst aus den Tropfen sich sammelnde Badewasser hineinwirft, und sie mit der Schwefelsäure sich sättigen läßt.

Eine Feindin alles Truges, alles Unnatürlichen, straft hier die reine Natur das Unlautere mit sichtbaren Zeichen. Geschminkte Wangen kommen schwarz zurück; unächte Metalle und falsche Perlen laufen an. Wenn erst auch falsche Gemüther mit einem kleinen Brandmahle zurückkehrten —

Es ist ein ergreifender Gedanke, hier so nahe der Ewigwirkenden, der Ewiggütigen zu seyn! Zwar wird sie uns überall sichtbar, auf dem wogenden Erndtefelde, und in den Wohlgerüchen des Orangenhaines; an den Ufern der befruchtenden Ströme, und im Eingeweide der Berge. Aber da wirkt überall zum Theile auch der Mensch mit, nur hier gibt sie freiwillig, oh-

ne Mitwirkung, ohne Aufforderung ihrer Kinder; gibt unmittelbar und doppelt: Genesung den Siechen — Erwerb den Gesunden. Wie tief fühlt man hier den Sinn jener Verse, die an der Quelle auf dem Kobenzlberge in Stein gehauen sind:

Hier im Felsen verborgen erquicket die Nymphe des Heilquells,
Lerne so geben, o Mensch, und so den Geber verbergen!

Seit einem Jahrtausend immer dieselbe, hat sie ihre Gaben seit dem Erdbeben von 1768 eher verdoppelt, indem das Wasser im Kessel seitdem beinahe um einen ganzen Schuh höher stieg, und sowohl an Wärme als am Schwefelgeruche zunahm. Auch das letzte Erdbeben zu Neapel am 26. July 1805, während dem die Quelle von Karlsbad acht Stunden lang ausblieb, hat seinen Einfluß bis auf den hiesigen Ursprung, aber ohne Schaden, ausgebreitet. Im Jahre 1764 schien die Grotte über dem Kessel, die damahls

sehr nieder und enge war, einstürzen zu wollen, wurde aber durch Veranstaltung des damahligen Stadtrichters, Johann Goßmann, erhöht, und mit einem künstlichen Steingewölbe ausgespannt. Zur Erinnerung steht über der Grotte, auf einem freien Platze an der westlichen Seite des Parks, ein Stein, mit den Anfangsbuchstaben folgender Worte: Johann Goßmann, Stadt-Richter und Bau-Director. Reparirt 1764.

Ein Streifzug ins Alterthum.

Bei dieser Wiederherstellung der Grotte, wie auch bei Abgrabung des davon vorspringenden Hügelfusses, durch die man im Jahre 1796 den benachbarten neuerrichteten Ursprungsbädern mehr Licht und Luft zu geben suchte, hat man Bruchstücke von Mauern, die bis zu dem halbzirkelförmigen Eingange des Parkes hinliefen, ferner einen Fußboden von großen Ziegelplatten, die in der Mitte hohl lagen, und von Stelle zu Stelle Oeffnungen in diese Höhlungen hatten, endlich Ziegel mit römischen Aufschriften selbst ge-

funden. Von den letzteren sind noch zwei im Vorgemache der Ursprungsbäder eingemauert; ihre Aufschriften lauten: Legio XIV. Gemina, Martiana, Victrix und Legio X. Gemina, Pia, Fidelis. Daraus will man nun schließen, daß die Römer diese Bäder schon benutzten, und daß jener Fußboden zu einem römischen Dunstbade gehört habe. Aber diese Ziegel beweisen nichts anderes, als daß sich Abtheilungen der XIV. und X. Legion in dieser Gegend, als an dem Eingange eines wichtigen Gebirgspasses, in einem verschanzten Lager befunden haben, und daß nach dessen Verfall, vielleicht einige Jahrhunderte darnach, Ziegel davon zu einem Gebäude nahe am Ursprung verwendet worden seyn können. Aehnliche Ziegel hat man in Wien bei vielen Häusern gefunden, aber Niemand hat noch daraus ihren römischen Ursprung herleiten wollen.

Ferner führt man zum Beweise des römischen Gebrauches dieser Bäder die Antoninische Reisetafel an, wo es heißt, daß die Straße von Vindobona über Aquae (römischer Nahme von Wild-

bädern), Scarabantia (Oedenburg) Sabaria, (Stein am Anger) u. s. w. nach Pötovio (Pettau in Steiermark) sich hinzog. Jene Aquae hat nun Cluverius für die Bäder von Baden ausgegeben, und seit der Zeit haben es ihm hundert Schriftsteller nachgesagt, obschon die Entfernung von Wien nach Aquae von Antonin selbst auf 28,000 Schritte (sieben deutsche Meilen) angesetzt ist. Nun beträgt zwar die Entfernung von Wien nach Baden gerade die Hälfte der angegebenen Meilenzahl; aber Cluver wußte sich zu helfen, er vermuthete einen öfter wiederhohlten Schreibfehler, und glaubte, es müsse 18,000 statt 28,000 Schritte heißen.

Allein nicht nur ist selbst diese Entfernung noch zu groß, sondern es steht seiner Meinung auch noch die Ungereimtheit im Wege, daß die Römer, bei Führung der Straße über Baden, den Umweg dahin ganz ohne Ursache gemacht hätten, indem von da noch immer so weit, als von Wien selbst nach Oedenburg ist. Und durch welche Gegend hätte dieser Umweg geführt!

Durch die Neustädter Heide, einen Theil der großen boischen Einöde, die sich von der cetischen Gebirgskette über den Neusiedler See, bis gegen die Raab in der Breite, und von Wien bis nach Bruck an der Muhr der Länge nach erstreckte, und fast gänzlich unbewohnt war. Von Baden bis Oedenburg, in einer Distanz von zehn bis zwölf Meilen, wäre also die Straße durch keinen einzigen Ort gegangen; denn Plinius sagt ausdrücklich, daß Scarabantia und Sabaria die ersten römischen Colonien in der boischen Einöde seyen.

Wie viel wahrscheinlicher ist es daher, daß unter jenen Aquae die Schwefel-Bäder von Deutsch-Altenburg an der Donau gemeint seyen. Zwar ist auch das noch immer ein Umweg; aber ein Umweg, den die damahlige Beschaffenheit Pannoniens, und der Straßen überhaupt, eben so sehr begünstigt, als sie dem Umwege über Baden entgegen steht. Damahls war Pannonien, besonders was von unserem Oesterreich dazu gehörte, nur an den Flüssen bewohnt, das übrige waren Einöden; der Straßen gab es äu-

ßerst wenige, und diese wurden des Truppenmarsches wegen angelegt. Aus allen diesen Umständen folgt doch wohl, daß man die Heerstrassen nicht durch zehn Stunden lange Einöden, sondern durch die bewohnten Gegenden, wenn auch mit einigem Umwege, angelegt haben werde. Nun aber liegt Altenburg an der sehr alten, längs der Donau sich hinziehenden, schon damahls stark bewohnten Hauptstraße nach Carnuntum, und wurde in der Antoninischen Reisetafel vermuthlich als der Wendepunkt angesetzt, wo sich der Weg nach Oedenburg rechts von der Carnunter Straße wegdrehete, und in gerader und kürzester Richtung auf Oedenburg zulief.

Nicht nur braucht man keine dreifache Stadt Carnuntum, zu Hainburg, (Municipium Carnunt.) Petronell, (Colonia Carnunt.) und Altenburg mehr anzunehmen, wenn wir dieß für Aquae halten; noch wichtigere Umstände sprechen für meine Meinung. Statt die übrigens so genaue, und allem Anscheine nach offizielle Reisetafel eines Schreibfehlers zu beschuldigen, finden wir die von

Wien nach Aquae angegebene Entfernung (7 Meilen) genau mit jener von Wien nach Altenburg übereinstimmen, und auch die Entfernung von Aquae nach Scarabantia, die Antonin auf 31,000 Schritte ($7\frac{3}{4}$ Meilen) angibt, besteht wohl zwischen Altenburg und Oedenburg, aber nicht zwischen Baden und Oedenburg. In Altenburg finden wir sehr viele römische Ruinen, in Baden außer einigen Ziegelsteinen keine einzige; dort finden wir altrömische Inschriften, in Baden nicht eine; in der Geschichte lesen wir, daß Kaiser Valentin der pannonischen Bäder bei Carnuntum sich bedient habe, und die sind gewiß nicht die Badnerbäder. Daß Cluverius und Lazius auf Altenburg nicht verfielen, mag man sich aus dem Umstande erklären, daß die Bäder von Altenburg bei den Einfällen der Osmanen ganz zerstört wurden, und es bis auf unsre Zeiten blieben, während die Badnerbäder, weniger beschädigt, immer fortdauerten.

Daß Baden seine Benennung den Bädern verdanke, scheint ausgemacht, wenn gleich der

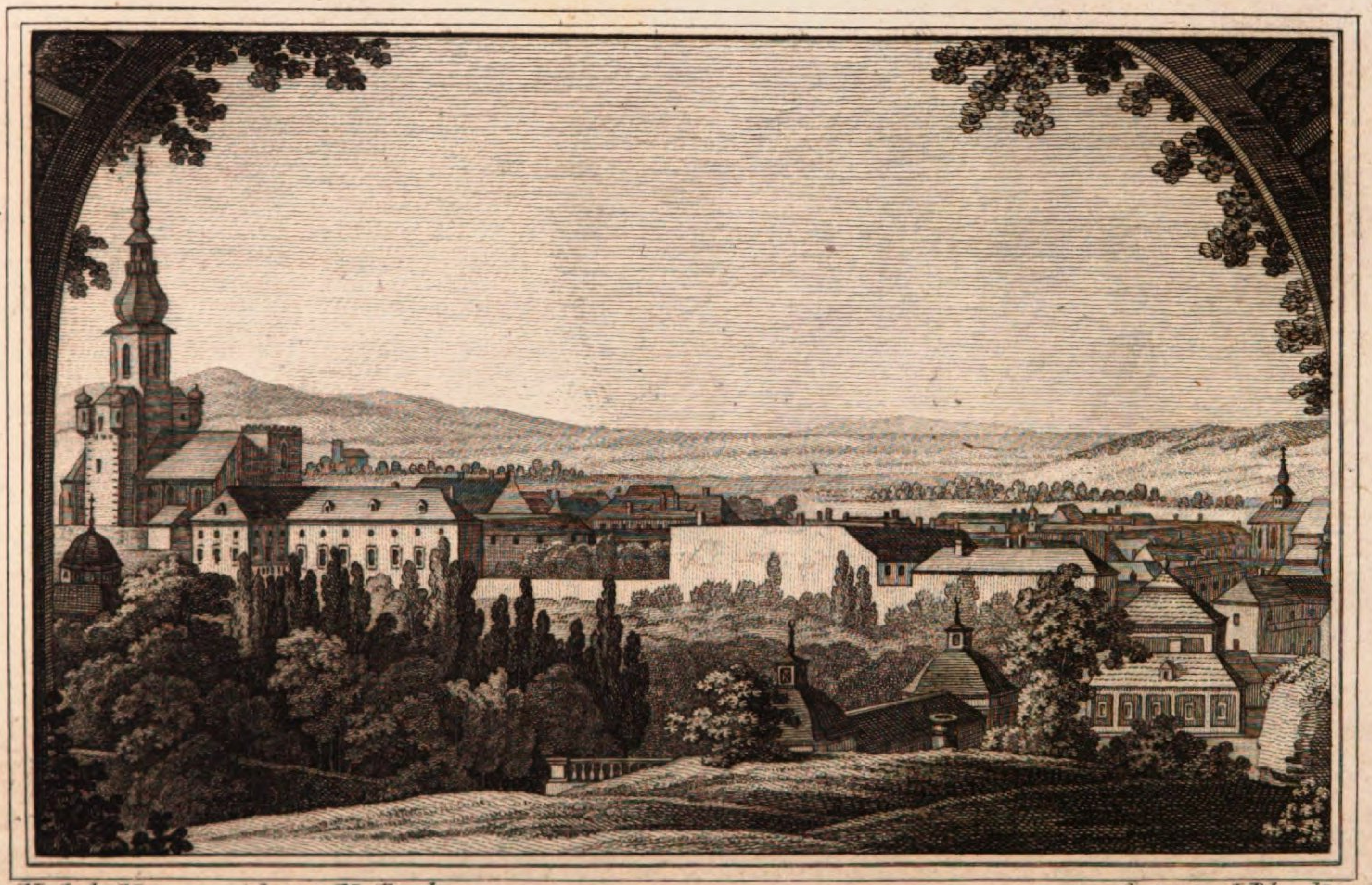
Vorzeit Dunkel darüber liegt, wann und wie sie zuerst gebraucht wurden. — Die ältesten Urkunden von der Bewohntheit der Gegend von Baden gehen nicht über das Jahr 1073 hinauf, wo ein Poppo, Besitzer der Veste Rohr, als Zeuge in einer Melkerurkunde vorkommt. Diese Veste stand bei dem kleinen Dorfe Rohr bei Baden, auf dem Platze, wo heut zu Tage der runde, bei ¾ Klafter im Durchmesser haltende steinerne Tisch, auf dem Kaiser Karl der VI. unter seinen Jagden öfter Erfrischungen zu sich nahm, zwischen zwei Linden zu sehen ist; sie wurde aber vermuthlich im fünfzehnten Jahrhunderte bis auf den Grund zerstört. Die Besitzer dieser Veste sollen nun sämmtlich in der Badner Pfarrkirche begraben worden seyn, woraus dann folgte, daß Baden noch älter als jene Veste wäre.

In Rücksicht des Alters dieser Kirche weiß man nur, daß sie im Jahr 1113 als eine Tochterkirche nebst vielen andern zur Hauptpfarre in Dreißkirchen, welcher Ort eben wegen der vielen Filialen Dreißigkirchen genannt wurde, ge-

höret habe, und mit der Mutterkirche dem Gotteshause zu Melk von Leopold dem Heiligen geschenkt worden sey. Zu einer eignen Pfarre scheint sie erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhoben worden zu seyn.

Der Ort selbst, der bis Ende des 14. Jahrhunderts das Eigenthum der um jene Zeit erloschenen Herren von Baden gewesen zu seyn scheint, war bis zum Jahre 1480 ein Marktflecken, und wurde erst in diesem Jahre von Kaiser Friedrich dem III. zu einer landesfürstlichen Stadt mit den gewöhnlichen Stadtrechten erhoben, und mit einem Wappen beschenkt, in dem sich zwei badende Personen zeigen.

Das geringere Alterthum benimmt den Badner Bädern nichts. In Rücksicht der Berühmtheit ihrer Heilkraft gehören sie unter die ersten Bäder von Deutschland, und in Hinsicht der schönen Umgebungen, der manchfaltigsten Unterhaltungen, der Fülle des Lebens und Ungezwungenheit des Tones gehen sie vielleicht allen deut-



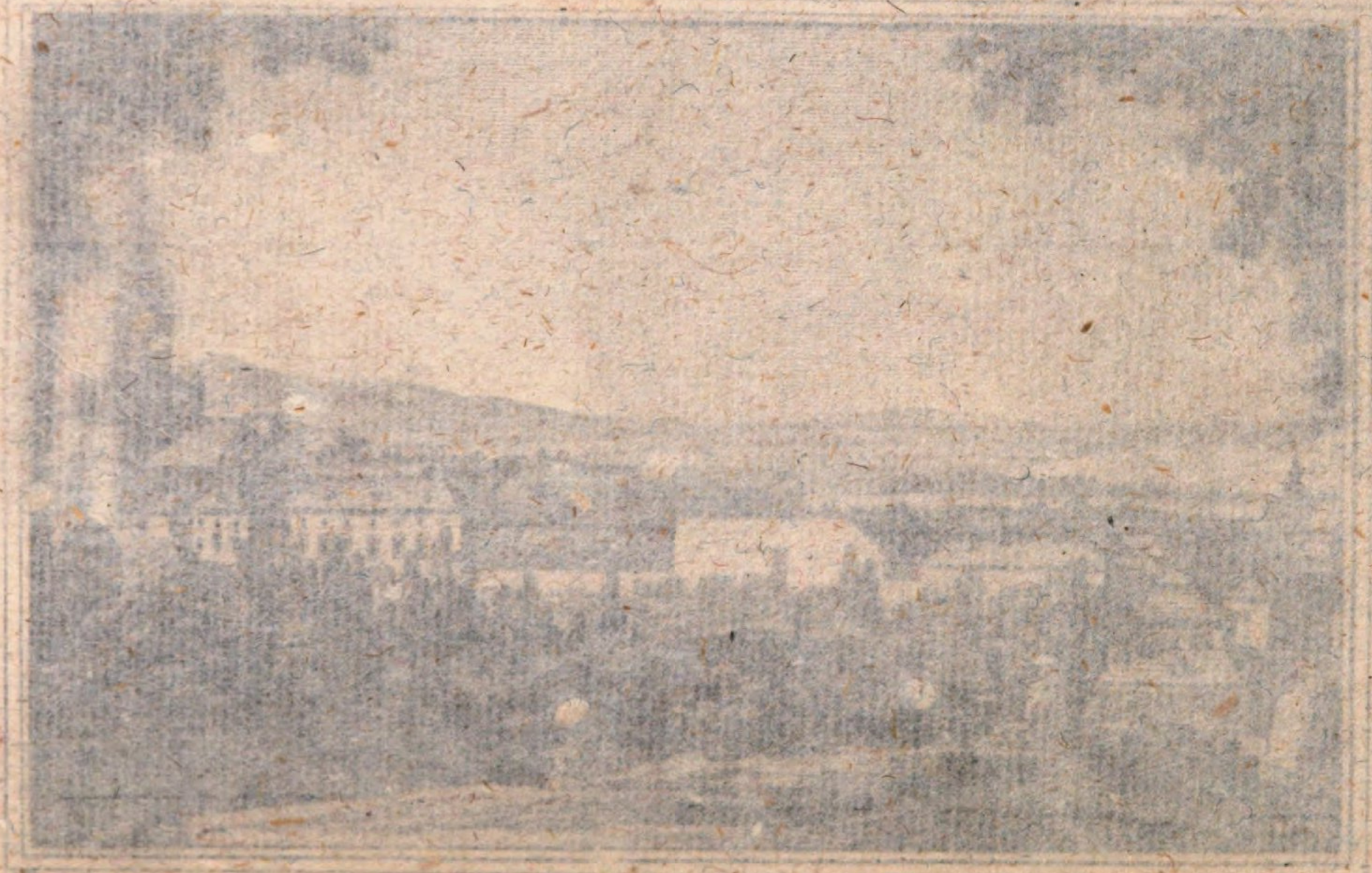
Nach der Natur gezeichnet v. Maillard. Gest. von J. Blaschke.

Ansicht von Baden aus der Laube im Park.

[illegible] vor, wo sich so [illegible] Stiftung [illegible] den Wohlstand des Mangels, aber auch [illegible] gegen die Stiftungen, bemerk[illegible].

Die [illegible] auf dem [illegible]enberge.

[illegible] ging ich durch den Park den [illegible] hinauf. Der Weg ist bequem, mit [illegible], mit Ruhebänken [illegible] und [illegible] auf jedem [illegible] ter[illegible] sich die [illegible] Aussicht. In [illegible] Lande [illegible] die gegenüberstehende [illegible] [illegible] wurde, überblickt man die Stadt [illegible] das Winkelhafte einer alten Land[illegible] mit der Eleganz der neuern [illegible] verbin[illegible] durch ihre romantische, mitten zwischen [illegible] ausgedehnte Lage ungemein [illegible], und [illegible] auf Gebäude, Erweiterung, Beleuch[illegible] [illegible] und Wasserleitung noch täglich [illegible] wird. Wirklich haben schon mehrere [illegible] subskribirt, die Stadt mit reinerem



Nach der Natur gezeichnet v. Maillard — Gest. v. J. Blaschke

Ansicht von Baden aus der Laube im Park.

schen Bädern vor, wo noch so häufig steifer Zwang und Etikette den Abstand des Ranges, aber auch den ihrer Humanität gegen die hiesige, bemerkbar machen.

Die grüne Laube auf dem Kalvarienberge.

Vom Ursprunge ging ich durch den Park den Kalvarienberg hinauf. Der Weg ist bequem, mit Geländer eingefaßt, mit Ruhebänken versehen und äußerst interessant; auf jedem Absatze erweitert sich die schöne Aussicht. In der grünen Laube, von der die gegenüberstehende Ansicht aufgenommen wurde, überblickt man die Stadt Baden, die das Winkelhafte einer alten Landstadt mit der Eleganz der neuern Bauart verbindet, die durch ihre romantische, mitten zwischen Hügel hingedehnte Lage ungemein anzieht, und in Hinsicht auf Gebäude, Erweiterung, Beleuchtung, Pflaster und Wasserleitung noch täglich verschönert wird. Wirklich haben schon mehrere Bädegäste subskribirt, die Stadt mit reinerem

Trinkwasser aus dem Piperl-Brunne am Badnerberge zu versorgen.

Erlauben Sie mir, den Cicerone zu machen, wenn Sie Baden zum ersten Mahle sehen. Von der Laube aus links, über die Kuppel des Kiosk's hin, erhebt sich die alte, gothische, aus Quadersteinen erbaute Pfarrkirche zum heiligen Stephan, dessen Steinigung auf dem Hauptaltare vorgestellt ist. Sie muß durch die türkischen Verwüstungen außerordentlich gelitten haben, indem ihr Thurm erst im Jahre 1697 wieder errichtet wurde. Ihr erster Ursprung hüllt sich in die Dunkelheit des eilften Jahrhunderts ein.

Neben ihr, gegen den Park zu, stand das alte landesfürstliche Schloß Haag, das aber schon im Jahre 1466 als ein Schlupfort der Räuber, die unter Friedrich des III. schwacher Regierung Oesterreich verwüsteten, zerstöret wurde. Noch heißt der Platz, wo es stand, auf der Burg, und vielleicht sind die Grundfesten, die man beim Eingange in den Park fand, und für römische

Ruinen hielt, die Außenmauern desselben gewesen. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß die heutige Pfarrkirche größtentheils aus seinen Bruchstücken hervorging. Das große Gebäude, das gegen den Park zu die schöne Fronte macht, ist die Redoute.

Der Thurm rechts gehört der Frauenkirche zu Mariens Geburt, die von der Familie Pottendorf in schönem gothischen Style erbaut, und im Jahre 1297 als eine läutende Kapelle (die das Recht hat, Glocken zu führen) den Augustinern geschenkt wurde. Diese besaßen sie als solche bis zu ihrer Entweihung im Jahre 1787 und verkauften sie im Jahre 1793 der Stadt zu einem Holzmagazine. Der kleine Thurm dieser Kirche hat eben so viel Vorsprung, Umriß und Schnitzwerk vom Gibel der Kirche abwärts am Gemäuer selbst, als aufwärts ins Freie, und scheint daher auf seiner Spitze zu stehen. Dieser Laune seines Baumeisters verdankt er die Ehre, das Wahrzeichen von Baden zu seyn. *)

*) Die Wahrzeichen verdanken vermuthlich den Wanderungen der Handwerksburschen ihren Ur-

Völlig zur Rechten, aber auf dieser Ansicht nicht mehr sichtbar, erhebt sich der Thurm der Augustiner Kirche zu Mariens Verkündigung genannt, die der Gegenstand des Hochaltar-Gemähldes ist. Die Kirche bestand als Kapelle schon vor 1285, in welchem Jahre sie bei Stiftung des daranstossenden Augustiner Klosters durch Leuthold von Kreusbach oder Krebsbach zu einer Kirche erhoben wurde. In diesem Kloster haben J. M. der Kaiser und die Kaiserin, wenn sie Baden besuchen, ihre Wohnung, von wo aus sie durch einen bedeckten Gang in das benachbarte Frauenbad kommen.

Auf dem Kupferstiche sieht man noch etwas rechter Hand und zwar im Parke selbst, einen behauenen Stein; es ist der Denkstein auf der wiederhergestellten Grotte des Ursprungs, gerade ober der großen Quelle selbst. Gleich daran erheben sich die Halbmonde von den Dächern der in orien-

---

sprung, die durch Anführung derselben ihre Anwesenheit in den damit versehenen Städten beurkunden wollten.

talischem Geschmacke erbauten Ursprungsbäder; mehr rechts erblickt man die bräunlichen Theresienbäder, und aus der Stadt sieht der weitläufige Herzogshof mit dem Antonius- und Herzogsbade herüber.

Ansichten vom Gipfel des Kalvarienberges.

Wir steigen höher, um der weit umfassenden Aussicht vom Gipfel des Kalvarienberges zu genießen, der von dem im Rücken befindlichen Badnerberge ausläuft. Hier links, innerhalb der neuen Schießstätte hin, die im Jahre 1802, statt der bis 1796 zwischen dem Wiener- und Fischerthore bestandenen, errichtet wurde, überblickt man die Niederungen des Badner-Pfaffstätter- und Anninger-Berges, die mit den besten österreichischen Weinen prangen, und zum Theil vom Herzog Karl von Lothringen vor mehr als 100 Jahren mit Burgunder Reben besetzt wurden. Den Schluß macht die Eichkugel (der

Eichkogel), die sich gegen Neudorf *) und den landesfürstlichen Markt Guntramsdorf hinab dehnt, und in deren Innerem die Einwohner bei Gewittern Wasser brausen hören. Vielleicht befindet sich ein großer Wasserbehälter im Berge, der sich noch immer keinen hinreichenden Ausweg verschaffen konnte, und einst mit Gewalt herausbrechen dürfte.

An diesen Niederungen liegt zuerst Pfaffstätten, **) dessen rother Wein dem Burgunder ähnlich ist, und, wie der rothe Soosser, Vöslauer und Brunner, durch Beimischung eines Sechstheils Sexsarders häufig zu Ofner umgewandelt wird; hier liegt der neun Jahrhunderte alte landesfürstliche Markt Gumpoldskir-

*) Dieß Landgut des wienerischen Erzbisthums ist seit 1120 bekannt. Um das Jahr 1224 kommt ein Albero von Nivendorf vor.

**) Ein Albrecht von Pfaffstädten kommt in Urkunden vom Jahre 1157 vor. Im 16. Jahrhunderte kam dieser Ort durch Kauf an das Stift h. Kreuz.

chen, *) dessen Rebensaft, schon von Natur mussirend, von unsern Chaptals in Wien zu Champagner umgeschaffen wird; hier liegt endlich das kleine, ganz mit Mauern umfangene Thalern, berühmt wegen seiner großen Weinpresse, und der Ueberschrift über dem Kreuze in der Kirche: Hic est vitis vera. Es gehört schon seit 1142 dem Stifte h. Kreuz, und dieses Kloster hat mit Melk ringsherum die Berg- und Zehendherrlichkeit. Einsam endlich steht oben auf der Eichkugel der Schubertshof.

In Pfaffstätten, Dreißkirchen und Tribswinkel hat man nun auch die Methode der Elsaßer

---

*) Im Jahre 915 soll Gumpold, Bischof von Passau, diesen Ort zu seinem Wohnsitze gewählt, und ihm seinen Nahmen gegeben haben. Nach einer noch in der Gegend gemeinen Uiberlieferung aber sollen drei Brüder, die mit Leopold, dem ersten Babenberger, ins Land kamen, und Gumpold, Guntram und Berchtold hießen, gegen Ende des 10. Jahrhunderts die Burgen und Orte Gumpoldskirchen, Guntramsdorf und Berchtoldsdorf angelegt haben.

und Provenzer nachgeahmt, die Trauben auf Böden bis Ostern hangen zu lassen, wodurch sie ihrer wässerichten Theile beraubt werden, und einen vortrefflichen Ausbruch geben. Herr von Saar in Dreißkirchen hat diese Versuche schon seit einigen zwanzig Jahren gemacht.

Südöstlich, und mehr gegen den Mittelpunkt der Aussicht, zieht sich das stark bewohnte Ufer des Badner Mühlbaches hin, der ein Arm der Schwöchat ist. Man sollte alle diese Orte für einen einzigen zusammenhängenden ansehen. Zuerst liegen die zwei zur Herrschaft Rauhenstein gehörigen Dörfer, Breiten und Rohr, Baden gegenüber, am rechten Ufer des Baches; sie scheinen noch Vorstädte von Baden zu seyn, und werden auch oft dafür genommen. Dann folgt Lehesdorf, dessen schönes, mit einem Teiche umgebenes Wasserschloß, von einem viereckichten stumpfen Thurm beschattet, schon im dreizehnten Jahrhunderte einem edeln Geschlechte seinen Nahmen gab, darauf an verschiedene Besitzer, endlich im Jahre 1617 durch Kauf an das

Stift Melk als Eigenthum kam. In dem dasigen Schloßgarten wurde der Obstbau, besonders von dem thätigen Pater Rupert Helm, bis zu einer seltnen Vollendung gebracht; man trifft daselbst alle Gattungen Früchte bis zu einem hohen Grade an Geschmack und Größe veredelt an.

Unter Lehesdorf liegt Tribswinkel*) mit dem neuhergestellten Schlosse des Freiherrn Christoph von Bartenstein, und einer vortrefflichen Meierei, wo Herr Karl von Reggensdorf als Pächter die Landwirthschaft mit wissenschaftlichem Fleiße betreibt. Uiberhaupt hebt sich die Oekonomie in Oesterreich außerordentlich, wenn gleich die wohlthätigen Folgen davon meistentheils nur erst auf den größern Wirthschaftshöfen sichtbar werden. Die Ursache davon ist leicht aufzufinden, wenn man einige Kenntnisse von den Verhältnissen des Bauers als Unterthan und von der Lage seiner Grundstücke hat; nur bei Unkenntniß die-

*) Schon im Jahre 1136 kommen Herren von Tribanswinchele vor.

ser beiden Dinge kann man die Schuld der schlechteren Wirthschaft in seiner Trägheit oder Abneigung gegen Neuerungen finden wollen. Seinen Zustand zu verbessern fühlt sich Jeder getrieben; aber die Hindernisse zu überwinden steht nicht in eines Jeden Macht.

Die herrschaftlichen Grundstücke liegen gewöhnlich in einen großen Bezirk (Breiten) vereinigt; sie können also nicht nur leichter befriedigt werden, sondern der Eigenthümer kann auch die Brache aufheben, und Futterkräuter bauen, ohne mit irgend Jemand in Kollision zu kommen. Wie ganz anders ist das beim Unterthan! Seine Grundstücke liegen zwischen denen seiner Nachbarn; von ihrem Schicksale kann er sich allein nicht ausnehmen. Will er die Brache aufheben, so weiden ihm die Schafe, die fast überall auf die Brachäcker getrieben werden, seine Frucht ab; sie mit einem Zaune einzufassen, ist außerordentlich kostspielig, und überdieß verliert er oder seine Nachbarn an Grund. Will er, um die Stallfütterung in seiner Wirthschaft einzuführen, einen

Acker in eine künstliche Wiese umstalten, so tritt, während seine Nachbarn Brache halten, derselbe Fall mit den Schafen ein, überdieß muß er ja vor allen die Herrschaft wegen des Zehends sicher stellen. Hierzu kommt noch, daß die Herrschaft leichter ein Kapital in ihren Boden oder auf ökonomische Maschinen verwenden kann, weil sie vermöglich und der Zinsen gewiß ist; dem Bauer im Durchschnitte fehlt das Erstere, und will er es auch aufnehmen, so ist er ja, wie wir gesehen haben, der Zinsen davon nicht sicher. Wenn eine Herrschaft ihr Vieh im Stalle futtert, so staltet sie die vorigen Weideplätze desselben mit ungemeinem Nutzen in künstliche Wiesen oder Aecker um; der Bauer hat bei der Stallfutterung nur größere Auslagen, denn für das verlorene Weidefutter wird er, ungeachtet der bestehenden Gesetze, nie durch den ihm gebührenden Antheil an der Gemeinweide entschädigt, nie erhält er ihn eigenthümlich. So lange also nicht alle Herrschaften patriotisch und aufgeklärt genug sind, vorübergehende Vortheile fahren zu lassen, und von dem bessern Wohlstande des Bauers eine künf-

tige Vermehrung ihrer Einkünfte zu erwarten; so lange nicht durch einen Machtspruch von oben alle Glieder einer Gemeinde, von der Herrschaft bis zum kleinsten Bauer, zugleich die ökonomischen Verbesserungen annehmen müssen; so lange noch der barbarische Vortheil der Herrschaften, der aus Benutzung der Brachfelder zu Schafweiden entspringt, dem ungeheuern Vortheile, der dem ganzen Lande durch jährliche Benutzung des dritten Theils alles Ackerlandes bei Aufhebung der Brache zuwachsen würde, vorgezogen, statt durch Gesetze nachgesetzt wird: so lange ist an keine wahre, allgemeine Verbesserung der Landwirthschaft, an keine zureichende Vermehrung der Naturalprodukte und eine billige Herabsetzung ihrer Preise zu denken.

Ganz anders ist das in Provinzen, wie in Oesterreich ob der Ens, wo die Grundstücke jedes Bauers mehr vereinigt liegen, und er dadurch ganz Herr davon ist; oder in Ungern, wo die Herrschaften fast allein alles Grundeigenthum besitzen, folglich alle Hindernisse selbst heben, und

durch Erhöhung des Pachtschillings sich für das ausgelegte Kapital entschädigen können. Eben so ist es in England, wo der große reiche Grundeigenthümer seines eigenen Vortheils wegen die Verbesserung der Oekonomie betreibt, Prämien dafür aussetzt, und Maschinen anschafft; die Zinsen des darauf verwendeten Kapitals bringt der erhöhte Pachtschilling wieder herein. Ob aber die Nazion im Ganzen besser daran, und ob es für sie selbst rühmlicher ist, bloß aus Pächtern reicher Grundbesitzer zu bestehen, statt wie in unserm — eben deßwegen so glücklichen Oesterreich selbstständiger Grundeigenthümer zu seyn, das glaub' ich, unterliegt keinem Zweifel, und wirft das schönste, stolzeste Licht auf unsere Verfassung.

Unter Tribswinkel erblickt man Dreißkirchen, den Sitz des Kreisamtes für dieses Viertel, mit der großen, schon von weiten in die Augen fallenden Flor- und Kreppfabrik des Herrn von Pokorny, zwischen dem Markte selbst und

dem kleinen Wimmersdorf.*) Der schloßähnliche Pfarrhof ist der Sitz des gegenwärtigen Dechants dieses Bezirkes, des Paters Kolomann Hartner, der eine liebenswürdige Humanität mit Frömmigkeit und Gelehrsamkeit verbindet. Hinter Dreißkirchen liegt Möllersdorf, mit einem großen Soldatenhospitale, dem ehemaligen schönen Sommerpallaste des Herzogs Karl von Lothringen, Großvaters Kaiser Franz des I., dem Wien seine Befreiung von den Türken im Jahre 1683, und die benachbarten Berge ihre Burgunderreben verdanken. In Möllersdorf war bisher der Stappelplatz des aus der Klause hinter Baden auf dem Schwemmbache, dem zweiten Arme der Schwöchat, dahin geschwemmten Holzes. Dreißkirchen gehört, aber ohne die zwei eingepfarrten erstgenannten Dörfer, dem Stifte Mölk, als Pfarre schon seit 1113, als völliges Eigenthum seit 1311,

---

*) In dieser Fabrik werden die Seiden-Spuhlen und Winden durch ein vom Wasser getriebenes Rad in Gang gesetzt; in andern Fabriken bedient man sich hierzu der Menschenhände oder eines Pferdes.

um welche Zeit das Geschlecht der Herren von Dreskirchen ausgestorben zu seyn scheint.

Auen begränzen nun die fernere Aussicht, und die Ortschaften fließen undeutlich zusammen; nur die gigantesken Gartengebäude des kaiserlichen Parkes von Laxenburg, und die große Kotton-Fabrik des Freiherrn von Lang bei Ebreichsdorf heben sich daraus empor.

Wir wenden unsre Blicke auf die gerade vor uns liegende Fläche, das Steinfeld genannt, das einst durch den Durchbruch eines im benachbarten Gebirge bestandenen Sees mit dieser Menge von Kieseln überschwemmt worden zu seyn scheint. Unter der Menge durch die schattenlose Ebene vertheilter Ortschaften erhebt sich Schönau's Elysium, wie die grünen Inseln im Sandmeere. Von dieser Seite begränzen die auichten Ufer der Fischa und Leitha die Aussicht.

Angenehmer wird die Ansicht, und der Boden etwas besser, je mehr wir uns rechts den

Gebirgen wieder nähern. Hier liegt, von Schönau rechts herüber, das Schloß Kothingbrunn des Herrn von Strasser; näher herwärts das seit dem 14. Jahrhunderte bekannte Schloß Vöslau mit seinem schönen Garten, seinem beträchtlichen Meierhofe, und einer ergiebigen Badequelle von 20° Wärme; hier liegt Sooß, und der uns schon bekannte Kaltenberg erhebt gleich nebenan seinen waldichten Rücken, das Haupt mit den Ruinen von Rauheneck, wie mit einer Zinkenkrone gekrönt. Er verdeckt uns die nicht sehr entfernten alten Schlößer Merkenstein und Starchemberg, die k. k. Spiegelfabrik zu Neuhaus, die Rusthornische Knöpfefabrik zu Fahrafeld, die große Steinersche Klingen- und Schmaltefabrik zu Pottenstein, und die Kadeten-Akademie von Neustadt. Lauter nahe Gegenstände, die des Besuchens werth sind, und den Badegast eben so belehren als aufheitern werden.

Indem sich der Kaltenberg längs dem rechten Ufer der Schwöchat einwärts gegen die

übrigen Gebirge zurückzieht, bildet er mit dem gegenüber am linken Ufer liegenden Mitterberg, der sich wieder an den Badner- und Kalvarienberg selbst anschließt, das himmlische Thal von Sankt Helena. Mit unwiderstehlichem Zauber zieht es den Wanderer hinab in seinen lieblichen Schooß, um ihn da einen schönen Tag leben zu lassen. Ich folgte der Lockung, und ging den Berg von der Seite hinab, wo man die Stazionen vorbeikommt, von denen er seinen Nahmen hat. Sie hat vor 100 Jahren ein frommer Stadtrichter in Baden, Schlachtner, errichten lassen, um den himmlischen Richter zu vermögen, ihm den steilen Weg in den Himmel zu ebnen, als ihn der Tod im Jahre 1704 schlachtete; wie ein witziges Wortspiel auf seinem Grabmahle in der Pfarrkirche besaget.

Die neuen Einsiedler.

Unfern der Kreuzigungs-Stazion befindet sich das Bergwirthshaus des Freiherrn von

Wetzlar, vormahls ein Kapitelhaus der Einsiedler des heiligen Antonius, die sich erst mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die Wälder und Gebirge Oesterreichs zu zerstreuen anfingen, von Joseph aber, der lieber die Dörfer und Werkstätten, als die Felsschluchten bevölkert sah, wieder aufgehoben wurden. Schwerlich würden sie es auch in unserm freundlichen Oesterreich zu der Vollkommenheit gebracht haben, die der fromme ägyptische Bischof Paphnutius bei seinem Landsmanne, dem großen heiligen Onuphrius fand, als er ihn in seiner thebaischen Wüste besuchte! „Seine Strenge „schreibt Paphnutius" hatte ihn so verstaltet, daß ich, als ich ihn das erste Mahl sah, nicht wußte, ob es ein Mensch oder ein Thier von außerordentlicher Art sey. Er war wie die Thiere von Kopf bis zu den Füssen mit langen Haaren bewachsen, und hatte nur um die Lenden eine Binde von Blättern. Aber sobald ich ihn für einen Menschen erkannt hatte, drang ich in ihn, mir zu erzählen, wie ihn Gott in den Stand der Vollkommenheit gesetzt habe, in welcher ich ihn erblickte. Da vernahm ich, daß

er 70 Jahre in der Wüste lebte, ohne einen Menschen zu sehen." *) u. s. w.

Bei diesem Bergwirthshause kann man wahrhaft jeden Sinn erquicken. Lieblich und lebensvoll steigt das Thal herauf, und die freundlichen Gärten von Baden; die Weinhügel, die kühlen Waldgipfel nähern sich von ihren Höhen; man überblickt diese reiche Schöpfung nicht mehr wie ein Geist von oben herab, sondern befindet sich recht innig und wohl in ihrer Mitte, und fühlt sie von allen Seiten unsern Körper berühren; in dem Wehen des Zephyrs, in dem Dufte der balsamischen Wälder, in dem Genusse des Weins, dessen mütterliche Reben vielleicht hier neben an ihre Ranken nach dem milden Sonnenlichte ausstrecken.

Herr Badearzt Schenk hat zwar wieder Einsiedler in seine gleich nebenan befindliche Einsiede-

---

*) Karls Lebensgeschichte der Heiligen. Troppau 1783.

lei eingeführt, aber mit ganz verschiedener Absicht. Nicht der Gesellschaft entziehen will er seine Kapitularen; hier sollen sie im Gegentheile, wenn sie aus Krankheit oder Spleen die Gesellschaft vermeiden, durch den Genuß der reinsten Luft, durch die lebensvollste Ansicht, durch eine gänzliche Absonderung von allen Gegenständen ihres Kummers, allmählich wieder aufgeheitert werden, und ausgesöhnt mit der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens, die uns gewöhnlich dann am theuersten wird, wenn wir von ihr scheiden müssen, gern in die Welt zurück zu kehren lernen.

Die Zigeunerinen.

Als ich von hier wegging, kam eine luftige Gesellschaft den untern Weg herangezogen. Zwei Zigeuner nach Art wälscher Vetturini gekleidet, führten jeder eine ausgehungerte Rossinante am Zaume. Das eine Pferd war mit verschiedenem Gepäcke, das andere mit zwei Körben beladen, in denen kleine Kinder saßen. In einiger Entfernung folgten

einzeln zwei Zigeunerinen nach; ich schloß mich gleich an die erste an, denn ein seltnes Individuum unsrer Rasse hat für mich so viel Reitz, als eine Alpenpflanze für den Botaniker, oder eine versteinerte Mondschnecke für den Mineralogen. Und doch habe ich oft genug die Erfahrung gemacht, daß es mit den meisten Menschen wie mit den Intrikenstücken sich verhält: sobald man die Entwicklung weiß, hören sie auf zu interessiren.

Ich suchte von der holden Gefährtin Aufschlüsse über ihr Vaterland zu erhalten. Sie klopfte ihre Pfeife rein, bat sich von meinem Tabak zu stopfen aus, und erzählte dann, daß sie selbst aus Ungern, ihre Voraltern aber über 300 Meilen weit aus Ghatien her wären. Ich fragte, in welchem Erdtheil dieses Land läge, aber das wußte sie nicht zu sagen. Vergebens strengte ich das geographische Organ meines Gedächtnißes an; ich konnte mich keines so genannten Landes entsinnen. Plötzlich entwanden sich vor mir, wie aus einem Nebelschleier, die ghatischen Gebirge, so die Halbinsel dießseits des Ganges durchschneiden.

Also ist, dachte ich, Grellmanns Hypothese bestätigt, der auch ich immer anhing, daß die Zigeuner eine seit 400 Jahren vertriebene indische Kaste sind; Ghatien ist vermuthlich der Nahme des Landes um die ghatischen Gebirge. Noch mehr ward ich darin bestärkt, als sie zu erzählen fortfuhr, daß ihr ganzer Stamm wegen einer schweren Versündigung an der Gottheit zu einer langen Wanderung, und jedes einzelne Glied desselben zu einem siebenjährigen Herumirren verdammt sey. Ich fragte, ob sie nie in ihr Vaterland zurückkehren würden? — „Ja, aber wann, sey ungewiß.“ — Wann Wischnu der Erhalter zum zwei und zwanzigsten Mahl zur Erde herabsteigt — rief ich in der Freude meines Herzens und in der Hoffnung, durch ihre Antwort die sichersten Beweise ihrer indischen Abstammung zu erhalten. Aber nun war die Unterredung auf einmahl wie abgeschnitten. Sie sah mich mit großen Augen an, aus denen ich nicht klar herauslesen konnte, ob Mißtrauen und Furcht, sich zu sehr verrathen zu haben, oder die Besorgniß verspottet zu seyn, darin sich spiegel-

te. Vergebens war alles weitere Fragen; ich erfuhr nicht einmahl, wodurch sie sich an der Gottheit so sehr versündiget hätten. Ich mußte mich zurückziehen; mir war, als würden mir die ehernen Pfortenflügel aller indischen Pagoden vor den Augen zugeworfen, eben als ich hineintreten wollte.

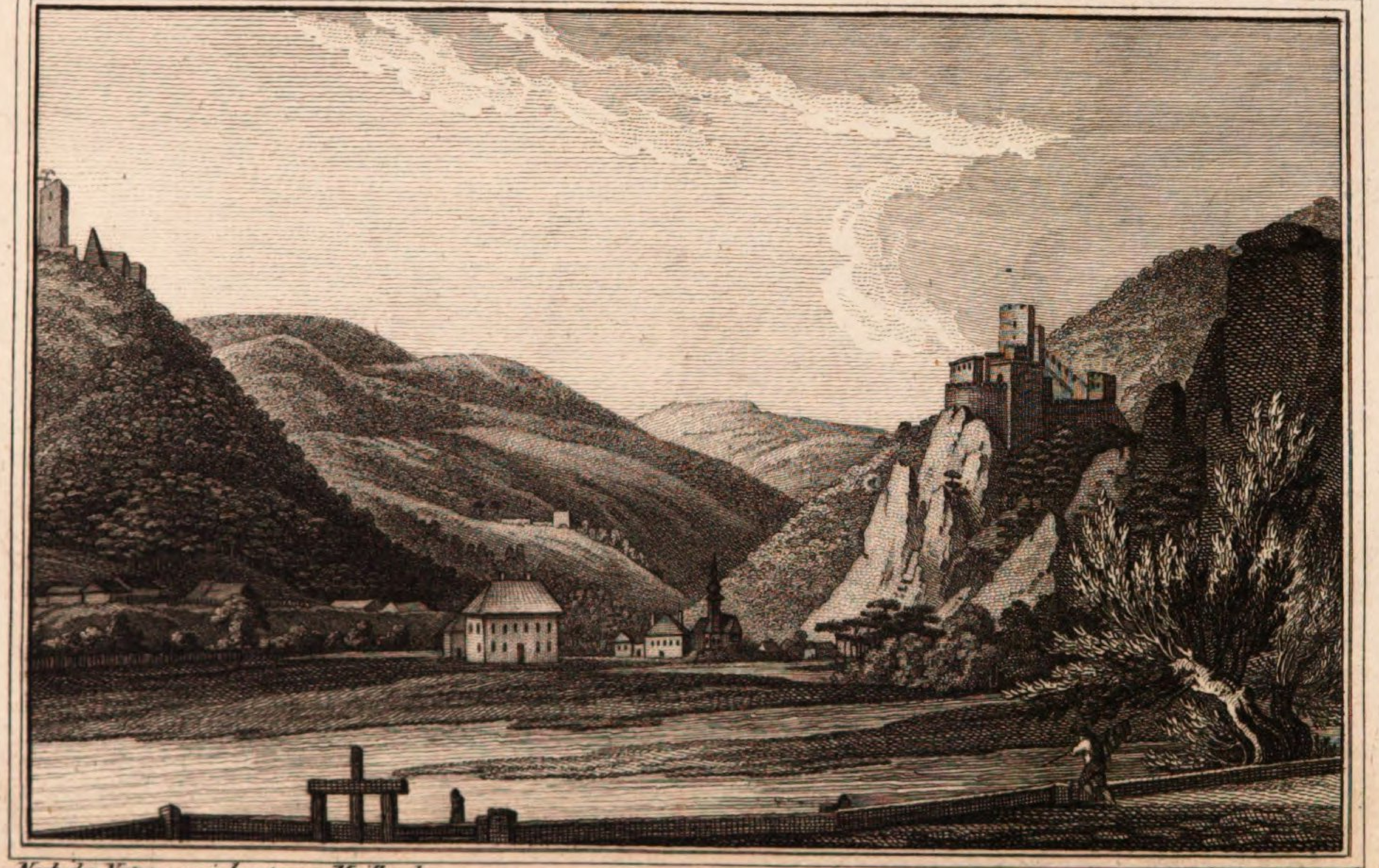
Indeß ich ein wenig verduft der indischen Hexe nachsah, näherte sich mir ihre Gefährtin. Noch nicht Alles verloren! dachte ich, und examinirte diese wie ein Gränzübergeher, der durchaus Kontreband zu finden hoffet. Aber da war alle Mühe vergebens; sie wußte nichts, oder wollte nichts sagen. Dafür bot sie mir, nachdem sie mich gefragt hatte, ob ich katholisch sey, eine Art Amulet an, dessen Besitz bei festem Glauben bewirken würde, daß mir Alles nach Wunsch gehen müßte. Als ich die Waare, die sie für ägyptisch ausgab, für die Hälfte des geforderten Preises erstanden hatte, bekam ich noch obendrein eine Wahrsagung mit in den Kauf, die nichts mehr und nichts weniger als ein auswendig gelerntes

Formular war, das wie eine Montur auf jeden Körper paßte.

Ich ließ sie weiter ziehen, und untersuchte mein Amulet, eine Kolombo-Wurzel, die einen außerordentlich starken Pfeffergeruch aushauchte, ihn aber bald verlor. Vermuthlich hatte sie mir deßwegen gerathen, immer drei Pfefferkörner dazu zu legen. Die würden der Wurzel, sagte sie, die Kraft ertheilen, in sieben Jahren aufs neue zu treiben. Das Merkwürdigste dabei ist der beständige Gebrauch der ungleichen heiligen Zahlen, und daß die Wurzel doch ein ostindisches Produkt, von der Insel Ceylon, war.

Weikersdorf.

Indessen war ich allgemach bis nach Weikersdorf hinabgekommen, gerade da, wo der Baronne Eichelburg geschmackvolles Landhaus von der Mitte des Thales aus die lieblichsten Ansichten beherrscht, und mit einem angenehmen Garten verschönert ist. Der Platz, worauf es steht, wird



Nach der Natur gezeichnet von Maillard. Gest. v. I. Blaschke.

Ansicht des Thals von St. Helena bey Baden.

der Anger genannt, und gehört, wie das über der Schwöchat liegende, aus einigen Häusern bestehende Dörfel, die Point, und die Leiten zur Herrschaft Rauhenstein. Weiter gegen die Klause zu kommt man Herrn von Schönfelds Landhaus vorbei, das mit verschiedenen auf holländische Art bemahlten Nebengebäuden umgeben ist. Hier läßt der Herr Besitzer seine merkwürdige Sammlung von Natur- und Kunstprodukten des österreichischen Kaiserthums Jedermann besehen, und legt eine neue Steinschneidemühle an. Nach einigen Schritten befindet man sich in dem reitzenden Dörfchen St. Helena, das dem ganzen Thale den Nahmen gibt, und mit dem daranstoßenden Dorfe Rauhenstein ebenfalls zur freiherrlich Anton von Dobblhofischen Herrschaft Rauhenstein gehört.

Das letzte Haus, eh man zur Helenen-Kirche kommt, das mit Pappeln umpflanzt ist und gegenwärtig einem Sohne des Herrn Stadtsyndikus Grundgeyer gehört, bewohnte vor nicht gar zwanzig Jahren Amand Berghofer mit

seiner Familie. So wie in seinen Schriften zeichnete er sich auch in seinem Leben durch manche Eigenheit aus; er vermauerte zum Beispiel die Fenster, die auf die staubende Straße gingen, und ließ neue gegen den vom Felsen begränzten Garten ausbrechen; er trug alle Morgen seine Kinder in den nahen Bach sie zu baden, und hoffte, die Einfachheit der Bedürfnisse des Naturstandes in unseren kultivirten Verhältnissen behaupten zu können. Vermuthlich empfand er aber das Schwierige des Unternehmens, und kehrte daher wieder ins gesellschaftliche Leben zurück.

Die St. Helenen-Kirche.

Die Helenen-Kirche ward von Georg v. Saurer, Besitzer der Herrschaft Rauhenstein und der dazu gehörigen Dörfer, zugleich mit dem Saurerhofe im Jahre 1594 zu seinem Erbbegräbnisse gebauet. Sie trägt ganz das Gepräge einer Dorfkirche; heiter, still und einfach wie ihre Besucher, und ehrwürdig durch die Spuren des gothischen Styls, den man im Innern erblickt.

Uiber

Uiber dem Hochaltare erhebt sich das Bild der heiligen Helene, eine liebliche, schwärmerische Physiognomie, etwas hochblond, wie man die Kleopatren mahlt. Mit einem seelenvollen Blicke sieht sie in das Reich der Verklärung hinauf, wo der Lohn ihres Glaubens winkt. In der Linken hält sie das Kreuz, das ihr frommer Eifer aus der Dunkelheit des Grabes herauszog, und einer halben Welt zum Gegenstande ihrer Verehrung, ihrer Wallfahrten und ihrer Kämpfe gab. Ein heller Lichtglanz strömt von oben auf sie herab, und ersetzt mit glücklicher Wahl den gewöhnlichen Heiligenschein.

Zu Drepano in Bythinien in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts geboren, gibt Helene uns ein Gegenstück zu dem seltenen Ereignisse, daß aus einer Offiziersfrau eine Kaiserin ward. Zwar trennte ihr Gemahl Konstantius sich von ihr, nachdem er von Maximianus Herkuleus zum Reichsgehülfen angenommen worden, und heirathete dessen Stieftochter. Als aber ihr Sohn Konstantin, der sogenannte Gro-

ße, zur Regierung kam, gab er ihr im Jahre 306 den Titel kaiserliche Majestät, wies ihr beträchtliche Ländereien zum Unterhalte an, und vermochte sie in der Folge sogar zur Annahme des christlichen Glaubens, ob sie gleich damahls schon 64 Jahre alt war. Ihr Eifer hohlte aber ihr Alter ein; ihre Schätze verwendete sie bloß zur Errichtung von Kirchen und Kapellen, und zu frommen Reisen an die geheiligten Orte, wo sie die Gläubigen und vorzüglich die Nonnen in ihren Zusammenkünften bediente, um ihre Liebe und Demuth zu zeigen.

Da es ihr eifrigster Wunsch war, das heilige Holz wieder aufzufinden, wo der große Märtyrer für das Wohl der Menschheit gestorben war, so ließ sie im Jahre 326 bei Jerusalem nachgraben. Eine Menge Brüder fremder christlichen Gemeinden, die Vorsteher aller benachbarten Kirchen und ganz Jerusalem war hinaus geeilt auf den heiligen Platz der Schädelstätte, und mit gespannter Erwartung sah Alles den Arbeitern zu. — Endlich ward ein Kreuz sichtbar,

und Alles ruft: „Gefunden!" Von Mund zu Munde fliegt die frohe Nachricht, und freudetrunken sinken sich die frommen Brüder in die Arme. Aber es fanden sich drei Kreuze und die Freudenfackel erlischt in des Zweifels nächtlichem Dämmer. Welches wohl nun das sey, wo der Mittler starb? Helenens Frömmigkeit half ihr. Sie ließ einen Todten bringen, und die Kreuze auf ihn legen. Bei den ersten zweien fühlte man keine Bewegung an ihm, aber die Berührung des dritten brachte ihn zum Leben. Bestättigt war nun auch die Aechtheit des Kreuzes, und unter allgemeinem Frohlocken des Volks ließ Helene über das heilige Denkmahl eine prächtige Kirche bauen. Daher feiert man noch alle Jahre am 3. September das Fest der Kreuzerfindung durch die heilige Helene.

Unter den wenigen Altären dieser Kirche war mir einer, als ein vergoldetes Basrelief aus Holz äußerst merkwürdig. Es ist der Seitenaltar linker Hand mit den heiligen drei Königen, und scheint älter als die Kirche selbst zu seyn.

Die meisten Grabmähler sind von ehemahligen Besitzern der Herrschaft Rauhenstein. Hier ruhen die Tiroler Edlen von Quarient und Rääl, Eigenthümer derselben, nachdem die vorigen Herren, die Grafen von Hofkirchen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts des Protestantismus wegen auswandern mußten; hier ruhen Anna Magdalena, die Schwester des letzten Rääls, und ihre beiden Gatten, denen sie nach einander die schöne Herrschaft zubrachte: Salomon von Piazzoni, und Carl Holler Edler v. Dobblhof, k. k. Hofrath und Vater des gegenwärtigen Herrn Besitzers, der einen gleichen Rang bekleidet.

Unfern der Kirche, Herrn Mühlbecks Wohnhause gegenüber, liegt Herrn Ottos im Jahr 1800 neu erbautes

Casino à l'Esperance,

das vermuthlich nicht weniger besucht würde, wenn er es auch deutsch zur Hoffnung genannt hätte. Es ist in einem liberalen Sty-

le erbaut; der Saal des Kaffehhauses zur ebenen Erde und besonders der eigentliche Casino=Saal im ersten Stocke des daranstossenden Gebäudes sind äußerst geräumig. Letzterer steht auf allen vier Seiten frei, und zählt in seinem Umfange acht und zwanzig Fenster. Seine Decke ist gewölbt und durch vier Säulen gestützt. Gegenwärtig wird man hier bloß mit Speisen und Erfrischungen bedient; künftiges Jahr sollen aber auch Bälle gehalten werden, und man kann sich in der That keinen schönern Tanzsaal denken. Nur wird noch vorher der nebenan befindliche Leichenhof entfernt werden, den man vergebens durch eine hohe Planke hat unsichtbar machen wollen. Die Planke ist doch sichtbar, und erinnert immer an das, was man hat verbergen wollen. Ein Freithof neben einem Haus der Freude! Wahrhaftig, man hätte es nicht anschaulicher geben können, wie kurz oft der Uibergang von diesem zu jenem ist.

Ich speiste zu Mittage in diesem Casino recht gut. Gewöhnlich finden sich hier ganze Gesell=

schaften ein, die den Genuß der freien Natur selbst bei den Vergnügungen der Tafel als die beste Würze betrachten. Uiberrascht hier auch ein Regen, so sind zwei große Billards und mehrere Spieltische zur Unterhaltung da, wenn man sich vielleicht nicht lieber mit gesellschaftlichen Spielen die Zeit verkürzt.

Von den Fenstern des Saales übersieht man das schöne Thal. Auf beiden Seiten von lieblichen Bergen umfangen, beut es in seinem Schooße eine seltne Gedrängtheit von Leben und Regsamkeit dar, und verliert sich in der Ferne in eine unbegränzte Aussicht. Gerade wird rückwärts die Klause abgebrochen und vorwärts der neue Rechen angelegt, und tausend Arme sind rastlos beschäftigt, zu graben, zu karren und zu bauen. Unsterbliche Ameisen, das ist eure ganze Bestimmung, und ihr seyd glücklich, weil ihr sie ausfüllt. Was unterscheidet überhaupt unser Leben? Ein Paar Paradetage haben wir mehr als ihr, aber die Zwischenzeit geht eben so ungenossen mit Vorbereitungen hin. Zum Elysium kann man

selten das Leben sich zaubern; glücklich noch, wer es zur Künstlerwerkstatt sich bildete; nur im Schaffen und Formen genießt der Mensch Befriedigung und Seligkeit.

Die Klausen.

Nach Tische ging ich hinaus, um die Ruinen der Klause und den neuen Rechen in Augenschein zu nehmen. Eine Klause nennt man überhaupt die Verengung eines Thales durch die von beiden Seiten sich annähernden Felsen; in Hinsicht auf Holzschwemme aber die Versperrung des daselbst befindlichen Flußbettes durch eine starke Quermauer, die mit einem oder mehreren Thoren versehen ist, um nach Umständen das Wasser anzuschwellen und abzulassen.

Hinter St. Helena, da, wo zwei Felsen sich nähern, um das Innere der Thäler zu verschließen, und einst vereinigt gewesen zu seyn scheinen, bis die Gewalt des im Kesselthale aufgehäuften Quell- und Schneewassers den schma-

len Damm durchbrach, und sich durch die Felsen als Schwöchat einen Ausfluß in die Ebene bahnte, — da hatte des Menschen kühne Hand, begeistert durch der Natur hohe Formen, dem Strome neue Fesseln angelegt, weil er die der Natur zerbrach. Ein mächtiger Damm von Quadersteinen, im Jahre 1775 angelegt, reichte von einem Felsen zum andern, und hatte vier Oeffnungen oder Thore, die verschlossen wurden, wenn man das Wasser der Schwöchat so hoch anschwellen wollte, daß es das von der Hauptklause bis hierher geschwemmte Waldholz wieder weiter nach dem Rechen von Möllersdorf schwemmen konnte. War nun eine hinreichende Menge Wassers beisammen, so zog man, auf dem ober dem Damme befindlichen Stege stehend, zuerst kleine Schuber an den Thoren in die Höhe, um dem außerordentlichen Drucke des Wassers allmählich einen Abzug zu geben. Diese Schuber wurden in der Folge mit Zapfen-Rinnen deßwegen vertauscht, weil man hier durch Vorsteckung des Zapfens den Abfluß wieder hindern kann, wenn es die Umstände erheischen. Sodann drückte man die Schnallen der Thore mit-

telst Stangen auf, und Holz und Wasser stürmten mit fürchterlich brausendem Ungestüm durch die geöffneten Wege.

Da der Holzrechen von Möllersdorf im Jahre 1805 nach St. Helena verlegt ward, so wurde diese Klause überflüssig, indem das Wasser der Schwöchat Kraft genug hat, das Holz von der Hauptklause Leopoldsdorf, hinter Alland, zwei Stunden weit bis hierher zu schwemmen. Letztere Klause ist nunmehr die größte, hat drei Thore, und Wasser und Holz wird auf dieselbe Art geschwellt und weiter geschwemmt, wie bei der ehemahligen Helenenklause. Die Klause Leopoldsdorf, gemeinhin Dorf Klausen genannt, ward im Jahre 1697 unter Kaiser Leopold dem I. erbaut, von dem sie auch den Nahmen hat. Sie erhält das Holz von zwölf kleineren, bloß mit einem Thore versehenen Waldklausen, die sich ringsherum zerstreut im Gebirge befinden, und im Frühjahre geschlossen werden, um das Wasser unbedeutender, oft ganz trockner Gießbäche zur Zeit starker Regengüsse und des Schneeaufthau-

ens in solcher Masse zu sammeln, daß es das vorwärts des Klausenthores in den Gießbach geworfene Waldholz bis nach Leopoldsdorf hinab zu tragen vermag. Dieser Wassertransport ist von der größten Wichtigkeit, da vom Gebirge herab das Holz auf der Achse zu verführen ganz unmöglich ist. Die Arbeiten bei dem Schwemmgeschäfte werden von den sogenannten Klausern unter Aufsicht der Klausmeister verrichtet, die sämmtlich zum waldämtlichen Dorfe Leopoldsdorf gehören, ob sie gleich in einem Umfange von drei bis vier Stunden zerstreut herum wohnen. Sie werden in Duck- Halb- und Ganzhüttler eingetheilt; erstere dürfen nur einige Ziegen, die zweiten auch eine Kuh, die letzteren mehrere Kühe halten, und sie auf die Gemeinweide treiben. Dafür sind sie verpflichtet, die im Frühjahre gefällten Bäume den Sommer hindurch zu Scheitern zu machen, und diese im Winter auf Holzschlitten an die zwölf Waldklausen zu schleifen. Sobald im Frühjahre wieder geschwemmt werden kann, müssen sie dabei thätig seyn, und das an die Ufer angeschwemmte Holz mittelst langer Ha-

ckenstangen wieder in Fluß bringen; überdieß sind vier Holzwächter aufgestellt, um während des Schwemmens die Entfremdungen zu hindern. Da diese Hüttler nebenbei mit Holz, Kohlen, Kalk, Obst und Milch handeln, so stehen sie größtentheils ganz gut.

Bei Leopoldsdorf vereinigen sich, wie gesagt, alle zwölf Waldwässer, und nehmen den Nahmen der Schwöchat an, die bei dem Dorfe Meidling unterhalb Alland den Kritschenbach, dann in dem Thale, dessen rechte Seite in der Schwöchat heißt, den von Heiligenkreuz kommenden Sattelbach, endlich innerhalb des Urthelsteins den Burbach aufnimmt. Außerhalb dieses Felsens, an dessen Fuß die Helenenklause und das Mauthhaus angebaut war, betritt die Schwöchat das Thal von St. Helena, theilt sich gleich unter dem neuen Casino durch einen eben erst gegrabenen Kanal in zwei Arme, vereinigt sich aber in der Nähe von Weikersdorf wieder, nachdem sie eine künstliche Insel gebildet hat. Diese künstliche Insel nun wurde im Jah-

re 1805 gleich hoch angeschüttet, und zur Legstatt des Holzes bestimmt, das bei dem neugebauten Rechen aufgefangen wird.

Der neue Rechen.

Der neue Rechen ist am süd-östlichen Ende dieser Insel auf dem rechten neugegrabenen Arme der Schwöchat angelegt, und besteht aus äußerst massiven Dämmen von Quadersteinen, durch derer wohl verspindelte Zwischenräume das Wasser abfließt, so daß das Holz trocken liegen bleibt. Von diesen sehr starken Spindeln, die gleichsam einen Rechen bilden, hat das ganze Bauwerk den Nahmen. Da es aber oft geschieht, daß die große und dichte Menge des aufgeschwemmten Holzes dem Wasser den Abzug verwehrt, so hat man zu beiden Seiten des Rechens einen Abzugs-Kanal für das Wasser angelegt, mit eignen längeren Dämmen eingefaßt, und die Eingänge ebenfalls verspindelt. Durch diese Kanäle kann nun das Wasser seinen Abzug nehmen, ohne von dem

vorliegenden Holze aufgehalten zu werden, und durch Anschwellen die Gegend zu überschwemmen.

Der zweite oder linke und alte Arm der Schwöchat ist schon am Anfange der Insel wohl verspindelt, damit schon da kein Holz hineindringen kann. Die ganze Insel selbst ist durch Bollwerke und Beschläge gegen die Gewalt des Wassers und Holzes gesichert und überdieß von drei Abzugskanälen durchschnitten, um in jeder Gegend das überflüßige Wasser aus dem neuen Schwemmkanale in den alten Arm hinüber lassen zu können. Am Ende der Insel, gerade neben dem neuen Rechen, wurde die Wohnung für die Beamten des Rechens sammt Stallungen neu erbaut, und hinüber nach Weikersdorf soll das Mauthhaus vom Urthelstein her verlegt werden.

Gewöhnlich werden von der Klause Leopoldsdorf bei 2000 Klafter Holz auf ein Mahl, und das ganze Jahr hindurch 22 bis 28000 Klafter auf dem Rechen verschwemmt. Durch die Verlegung des Rechens von Möllersdorf nach St. Helena

gewinnt das k. k. Waldamt außerordentlich. Erstlich ersparet es die jährlichen Klausen- und Uferreparazionen von St. Helena bis Möllersdorf, die heuer allein auf 30,000 Gulden gekommen wären; es wird den großen Holzentwendungen Einhalt gethan, die man im Durchschnitte jährlich auf 4000 Klafter rechnete, und das Holz selbst, wovon die Klafter Hartes schon im Walde acht Gulden kostet, kann wohlfeiler nach Wien geliefert werden, indem es auf der Achse nur bis Pfaffstätten, von da aber auf dem Kanale nach Wien geführt werden wird. In der Folge will man sogar einen eigenen Kanal vom Helenenrechen bis zum Hauptkanale bei Pfaffstätten zum Behufe des Holztransportes anlegen. Die Kosten der ganzen Unternehmung, die der geschickte waldämtliche Baumeister Philipp Schlucker leitet, und die bis Februar 1806 fertig seyn soll, um mit den ersten Güssen des schmelzenden Schnees Holz hierher zu schwemmen, werden, wie man sagt, in vier bis fünf Jahren hereingebracht seyn.

Dieser neue Leichenacker der vegetabilischen Natur mitten in der üppigen Fülle der ringsum blühenden wird einen grellen Kontrast in der Landschaft geben, und es wäre zu wünschen, daß die Ufer der Insel mit Felbergebüsche bepflanzt würden, um diesen Anblick zu mildern. Die Bewohner der ganzen Gegend von Baden aber werden alle die guten Folgen davon empfinden, welche die Nachbarn des bisherigen Möllersdorfer Rechens nunmehr verlieren. Auch werden ihre Besitzungen mehr gegen die Verwüstungen der Schwöchatarme durch die ordentlichen neuen Rinnsaale gesichert seyn, als bisher, wo sie öfter wechselten; wie denn vor etwas mehr als hundert Jahren ein Arm des Baches da floß, wo heut zu Tage die Gutenbrunner Hauptstraße ist, so daß das Johannis- und Armenbad sich auf einer Schuttinsel befand.

Sämmtliche landesfürstliche Achs- und Schwemmwälder dieser Gegend stehen unter dem Oberforst- und Waldamt zu Burkersdorf. Diesem sind die drei Forstmeister und Waldbereiter

im Auhof hinter Hütteldorf, in Laxenburg und Enzersdorf untergeordnet, welche mehrere reitende Hofjäger, so wie diese mehrere Förster und Revierjäger unter sich haben. Erstere haben die Aufsicht über die Holzungen und Jagdthiere zugleich; letztere beschäftigen sich bloß mit der Jagd.

Unter der neuen Insel, auf welcher der Rechen liegt, vereinigen sich die beiden Arme der Schwöchat, aber nur auf einen Augenblick; denn sie trennen sich sogleich wieder. Der linke Arm wendet sich nach Weikersdorf, fließt hinter dem Dobblhofischen und durch den Wetzlarischen Garten nach Baden, läßt diese Stadt links liegen, und dreht sich zwischen ihr und ihren Vorstädten, durch Lehesdorf, Tribswinkel und Dreißkirchen nach Möllersdorf. Dieser Arm, der durch die Bäderquellen einen außerordentlichen Zufluß erhält, heißt der Badnerbach, der Mühlbach und auch der Feldbach, weil er von Baden kommt, Mühlen treibt, und meist durch Felder fließt. Der zweite rechte Arm, auf dem vorher das Holz

bis

bis nach Möllersdorf geschwemmt wurde, und der daher keine Mühlen litt, heißt bald der Schwemmbach, bald der Au- oder Klausbach, und nimmt seinen Weg durch einen Theil des Steinfeldes. Unterhalb Möllersdorf vereinigen sich die beiden Arme wieder, und führen wieder den Nahmen Schwöchat. Diese bewässert nun den Laxenburger Park, nimmt bei Biedermannsdorf den Medlingbach, bei Rannersdorf die Liesing, und auf dem andern Ufer bei Zwölfaxing den kalten Gang, der ein, bei Himberg mit der Triesting, die Schönau bewässert, sich vereinigender Arm der Piesting ist, auf, und stürzet unterhalb des Marktes, dem sie den Nahmen gibt, bei Ebersdorf und Mannswörth in zwei Armen in die Donau.

Der Neustädter Kanal durchschneidet in seinem Laufe beide Arme der Schwöchat; damit sie aber durch ihren Sand nicht sein Bette verschlemmen, so hat man ihn mittelst mächtiger Schwibbögen über ihre Rinnsaale hinüber geleitet.

Die Thäler an der Schwöchat.

Gleich hinter der Klause engen sich die Berge und verschließen mit hohen Felsenmassen den Rückblick nach Baden. Stille, friedliche Thäler empfangen den Wanderer, Thäler, wie die allmächtige Kunst noch in keinem Parke nachzuzaubern vermochte, an deren hohen Reitz die schönsten Anlagen nicht hinanreichen. Aus dem genußvollen Leben eines besuchten Badeortes ist man plötzlich in die ruhevolle Einsamkeit von Schweizerthälern versetzt. Schroffe Kalkfelsen, die von ferne Ruinen von Schlössern gleichen, schließen grüne Fluren ein, und in den Wellen des Flusses, in denen sich nun bald Badens belebte Ufer spiegeln werden, besehen sich hier bloß Bäume in immer wechselnden Gruppen.

Die Parke verrathen doch immer ihre vergänglichen Schöpfer; nur die Wildniß spricht laut die Allmacht der Ewigen aus. Kalt und besonnen bleibt man bei ersteren; mühsam wie das

Wasser pumpt man Leben hinein; aber in der freien Natur ergreift uns der Begeisterung Hauch.

In dem ersten dieser Thäler hinter St. Helena, im Klaushof, hat Baron Thun etwa sechs Klafter tief in einem Berge nach Silber graben lassen, aber die Unternehmung wieder aufgegeben.

Der Fußgeher findet überall Pfade; die Fahrtstrasse nach Heiligenkreuz aber, die für einen Gebirgsweg sehr gut ist, führt von St. Helena über den Urthelstein auf Anhöhen fort, die Stellenweise untermauert sind, und in den Busen immer neuer Thäler die reitzendsten Ansichten gewähren.

Der Urthelstein, ein beträchtlicher Hügel, hat seinen Nahmen daher erhalten, weil vor Jahren eine Kindesmörderin hier, als an dem Orte ihrer That, ihr Urtheil empfing. Nichts dabei zu denken, ist das einzige Mittel um nichts dabei zu leiden, und den Genuß des romanti-

schen Burgthales sich nicht zu verbittern, das uns die Menschen über die Natur vergessen machen kann. Es dankt seine Benennung vermuthlich der alten, zwischen dem Zusammenflusse der Schwöchat und des Sattelbaches gestandenen Burg. Ob aber hier, statt im Markte Schwöchat, die Ritter von Schwöchant, von denen der letzte, Hadamar, schon im Jahre 1299 starb, gehauset haben, läßt sich nicht behaupten. Von der Burg selbst haben sich fast keine Spuren, nicht einmahl der Nahme der Ritter mit Gewißheit erhalten; was ließe sich auch von ihnen sagen, als daß sie lebten, und nun nicht mehr leben. Ein friedliches Bauernhaus steht itzt auf ihrer Stätte, und in der Nähe hat das Stift Heiligenkreuz einen Steinkohlenbruch vor einigen dreißig Jahren aufschürfen lassen, aber nicht weiter bearbeitet. Hier theilt sich die Straße; gerade aus längs des Sattelbaches führt sie nach Heiligenkreuz, und links längs der Schwöchat nach Meidling, Alland und Klause Leopoldsdorf. Die Schwöchat macht vom Urthelstein bis zum Kritschenbach die Gränze zwi-

schen den landesfürstlichen und den Heiligenkreuzer Waldungen.

Ich wendete mich gleich am Urthelsteiner Brückel, das über den Burbach gespannt ist, von der Straße rechts durch einen Wald in das freundliche Siegenfeld, das von seinen Wiesen, Aeckern und Gärten umgeben, in glücklicher Vergessenheit, und umflossen von einem ewig reinen Aether, die Sonnen gehen und wieder kommen sieht. Von dem stillen Dörfchen, das nach Heiligenkreuz gehört, kehrte ich auf einem andern Waldwege zur Schwöchat zurück, zu der man einen äußerst steilen Felsrücken hinabsteigen muß.

Als ich wieder auf die Hauptstraße gekommen war, machte ich links, die Schwöchat hinüber, über Berge und durch Wälder einen Abstecher nach

Gutenthal,

einen etwas flacheren Bergrücken, der in Rücksicht auf die ihn umgebenden Berge ein Thal genannt

wird, und in Hinsicht auf seine Eigenschaften seine Benennung vollkommen verdient. Zwischen mit Buchen, Eschen und Föhren besetzten Hügeln liegen Weitzen- und Kornfelder zerstreut; mit ihnen wechseln die üppigsten Wiesen und kleine Gruppen schöner, hoher Lerchbäume ab. Hin und wieder findet man ganze Haufen von den Nadeln dieser Bäume; es sind die fleißigen Waldameisen, welche diese kühlen, leicht zu durchwühlenden Pyramiden sich erbauen, um ihre Eier darin zu verbergen. Die Bäuerinen merken sich die Haufen, und legen in ihre Nähe weiße Tücher hin. Die mütterlichen Ameisen, die ihre Püppchen so gern an einen trocknen Ort in die Sonne tragen, bedienen sich nur gar zu gierig dieser Grahamschen Betten für dieselben, und machen sie dadurch zur Beute der fühllosen Gewinnsucht.

Lebendige Zäune begränzen die Besitzungen der Bauern, und wo noch todte stehen, sieht man meist jungen Anflug dazwischen gepflanzt. Aber erst, wenn dieser erwachsen ist, kann man das dürre Holz wegnehmen; daher sind diese halb le-

bendigen Zäune Beweise der wachsenden Kultur. Ihre Häuser liegen mitten in ihren nicht zahlreichen Grundstücken uud Wiesen, und sind von kleinen Wäldchen von Obstbäumen umgeben. Von ihren Früchten machen sie guten Cider, und verführen ihn, wie den rothen Schlehenmost, größtentheils nach Wien, wo im Ganzen jährlich bei 100,000 Eimer Cider eingeführt, aber nicht verkauft werden, indem ihn unsre gewinnsüchtigen Giftmischer zu Oesterreicher und Ofner Wein umwandeln.

Aus den Beeren des Wacholder- und Attichstrauches brennen diese Bauern vortrefflichen Branntwein. Da sie Holzhandel, Obstbau, Viehzucht und Getreidebau vereinigen, so stehen sie größtentheils gut; aber die Theurung drückt sie doch stark, da sie ihren Hausbedarf von Mehl nicht selbst erzeugen. Eine nachtheilige Folge davon war, daß sie heuer ihr Getreide innerhalb vierzehn Tagen schnitten und droschen; es ist nicht möglich, daß es alles aus den noch feuchten Garben heraus ge-

hen, und daß das Ausgedroschene, so frisch genossen, gesund seyn konnte.

Vom obersten Theile des Gutenthals, der Zobel genannt, hat man die Ansicht auf den Altvater der österreichischen Berge, den Schneeberg. Das ganze Thal liegt sehr hoch; von seiner Fläche blickt man über die meisten Berge hinüber.

Marie.

Bei dem gastfreundlichen Förster auf dem Zobel fand ich ein Nachtlager. Erquickender noch als dieses, labender als seine gute Abendmahlzeit war der Anblick eines Mädchens, das seine Wirthschaft besorgte. Tochter eines Waldbauers war sie nie über die Gränzen dieses schönen Thales hinausgekommen, aber auch der deutlichste Beweis, daß Grazie wie Talent angeboren ist. Ganz das Ideal eines Madonnenkopfes, lag eine unaussprechliche Sanftmuth und Reinheit über ihr ganzes Wesen verbreitet; die Art, wie sie sich in der Küche und bei Tische benahm, jede ihrer

Bewegungen stimmte mit dem Ausdruck von Zartheit und Gefühl überein, und sprach das schöne Gemüthe aus, das in dem Aetherschimmer des blauen Auges sich verklärte, in ihren Formen sich spiegelte. An ihrer hohen Güte brach sich des Mannes rauherer Ton; seine Befehle schmolzen am Ende immer in Bitten. Mit dem Widerstande des Weibes wächst des Mannes Herrschertrieb; wo jener wegfällt, schwindet auch dieser. Ein Korsar würde solche Weiblichkeit mit Achtung behandeln. Unsere feinere Kultur könnte ihr manchen Reitz mehr leihen, aber leicht dürfte sie auch diese natürliche Ungezwungenheit beengen, und ihren Himmel trüben.

Glücklicher Weise kann sie in ihrem hohen natürlichen Adel dieser Ausbildung entbehren, und muß es vielleicht, wenn sie ein braves, häusliches Weib werden soll. Wenigstens fangen viele Männer an einzusehen, daß sie sehr Unrecht gethan haben, diese Eigenschaften gegen den Flitter von Kultur auszutauschen, der die Weiblichkeit entstellt, und sättigende Kunst an

die Stelle der ewig neuen Natur setzt. Der Mann, der sich durch künstliche Gewebe und Verhältnisse aller Art im Leben durchwinden muß, sehnt sich nach Erhohlung am Busen der Natur, oder ihrer Repräsentantin, des Weibes; wie muß er kalt werden, wenn er auch hier auf der Kunst eiskalte Hand stößt! Des Mannes stärkerer, rauherer Sinn bedarf der bildenden Kunst, daß die Kraft auch schön sich äußere; bei dem Weibe hat schon Natur so zart und fein wie die Kunst gebildet; sie würde allenthalben schön von selbst erscheinen, wenn unsere Kultur nicht dareinpfuschte. Der Mann soll von der Kunst gebildet werden, damit er selbst wieder bilden könne; bei dem Weibe lasse man bloß die Natur ungehindert wirken, damit das Weib seine Bildsamkeit nicht verliere, damit der künftige Mann nach seinem Sinne sie ausbilden könne und möge. Das gibt gute Ehen; der Mann ist glücklich als Bildner und Geber, das Weib als Empfänger. Unsre gebildeten Mädchen haben größtentheils diese Bildsamkeit durch die Kultur verloren; sie wollen nicht mehr empfangen, wozu der Charakter ihrer gan=

zen Natur und ihres Körpers so klar, so bestimmt sie hinweist; sie wollen selbst geben, und den Mann nicht als ein höheres, kaum als ein gleiches Wesen erkennen. Bei dem Manne ersetzt die Kraft des Geistes die verlorne Unschuld des Gemüthes; bei dem Weibe kann sie diesen Verlust nicht aufwiegen, nur bemerkbarer machen. Aber nur, wo der Mann verzärtelt, süßlich und weibisch erscheint, sinkt die andere Wagschale, und das Weib greift in des Mannes Rechte.

Daher die schlechten Ehen mit den männlichen Zwittern. Anfänglich schmeichelt es den Männern, solche vollendete Kunstgebilde zur Liebe bewogen zu haben; aber ihre Eitelkeit triumphirt nur auf Kosten ihrer Ruhe. Wenn der Zauber der ersten Bewunderung vorbei ist, wenn durch Kinder Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit hervorgerufen werden, und durch Sorgen eine innige Theilnehmerin nöthig gemacht wird, so glaubt das gebildete Weib, aus ihrem Wirkungskreise herabzutreten, wenn sie in den von der Natur ihr angewiesenen hinauftreten soll. Huldigung

ihrer Kunstbildung, die dem entzauberten Manne für reine weibliche Natur so feil wäre, sucht sie bei gefälligeren Fremden, und der Mann, dem herzliche Theilnahme mangelt, lernt immer deutlicher eine zarte, heitere, kindlich ergreifende Sinnlichkeit und Häuslichkeit als die Haupteigenschaften des Weibes ansehen.

Wo damit die Natur das Weib versehen hat, da fügt der Mann sich leicht in das häusliche Leben. In dem kindlichen Sinne des Weibes findet des Mannes unbegränzter Trieb seine Ruhepunkte, seine schönen Schranken; ein Blick in ihr, bei Wallungen so arglos sich öffnendes Inneres versöhnt ihn mit der menschlichen Natur; die harmlose Berchtholdsgadner Welt seiner Kinder wird dem Vater so wichtig, als die wirkliche, die er zu würdigen gelernt hat; die Nothwendigkeit wandelt das freie Thier des Waldes zum zahmen Hausthiere um, und die Vernunft erhält ihn auf dem einmahl betretenen Pfade.

Diese klare Ansicht des Lebens, diese Ruhe mitten im Freuden- und Leidentaumel Anderer; diese Kälte, wo Andere glühen; dieses Durchschauen der Affekte und ihrer so gemeinen Quellen ist des Mannes Triumph, und, obgleich als Resultat trauriger Erfahrungen nicht beglückend, doch der einzige Ersatz für die vernichteten Ansprüche ans Leben.

Wie soll aber ein an alle Genüsse der Kunst gewohntes, in der Poesie des eleganten Lebens schwelgendes Weib sich in die stille, einförmige Prosa des häuslichen Lebens finden? Wie kann sie bei ihren Kunstidealen, bei dem nie gestillten Sehnen nach Vergnügen, und bei dem von Jugend auf genährten Wahne, sich für die Krone der Schöpfung anzusehen — wie kann sie da Sinn für die Gemeinheiten des Hauswesens haben, die Gränzen ihrer Sehnsucht in dem Raume einer Kinderstube finden, und in die Befriedigung der Bedürfnisse des Mannes und der Kinder den Zweck ihres Daseins und ihrer Bestimmung setzen?

Nur in dem Falle der vollendetsten Bildung ist dieß möglich, nur da, wo der Ring der Kultur sich wieder an die reine Natur anschließt, von wo er ausging. Es berühren sich alle Extreme. Nur die höchste Kultur, zur Erkenntniß ihrer Bestimmung wieder gelangt, die das Kind der Natur nie verkannte, wird sich mit stiller Resignazion derselben ergeben, und dadurch in dieselbe die hohe Göttlichkeit bringen, so die reine Natur durch ihre Einfalt hinein legt. Aber diese vollendete Bildung ist so selten als reine Natur.

Es ist bloße Selbsttäuschung, wenn man glaubt, daß unsre gewöhnliche einseitige Kultur des Weibes den Mann beglücke, und die Liebe dauerhaft mache. Sie hat dem Weibe bloß die Kunst gelehrt, sich zu konserviren, oder, wenn es ja Kinder hat, sich mit Kindesliebe zu schmücken, wie es sich mit Diademen ziert — um in Gesellschaft damit zu prunken. Für das Weib taugt die klare kalte Ansicht des Lebens nicht; in der Kolorirung der Phantasie muß es, selbst durch Phantasie nur uns so reitzend, dasselbe beständig

erblicken, während der Mann die Grundzeichnung untersucht.

Welch ein Abstand der Aussichten, mit denen ein neuvermähltes Paar die Bahn des Lebens betritt, von den Ansichten desselben, zu denen es in kurzer Zeit gelangt! Ich lernte ein solches Paar kennen, das durch die Gleichheit des Strebens und der Bildung die Bewunderung seiner Freunde war. Wenn sie, mit dem tiefsten Ausdruck der innigsten Sehnsucht nach dem Unendlichen in dem schönen feuervollen Auge und der sanften Silberstimme, Schlegels Sonnette oder Tieks romantische Dichtungen ihrem Gatten vorgelesen hatte, so weihte er sie in Schellings Idealismus oder in Fichtes Wissenschaftslehre ein. Beide hätten es für entehrend gehalten, die unbegränzte Sehnsucht nach dem Unendlichen durch Brotarbeit zu trüben, oder gar zu betäuben. So kam es, daß die Umstände, die sie nicht zu beherrschen verstanden, ihre unangenehme Macht über sie äußerten; statt die wirkliche Welt bloß durch eine erhöhtere Ansicht sich zu veredeln und

genußreicher zu machen, vergaßen sie dieselbe ganz. Eine solche Uiberspannung mußte brechen; die Gleichheit ihrer Gemüther war die Ursache. Nie werden sich Körper mit gleichen Kräften anziehen; einer muß schwächer seyn, und Liebe und Haß sind nur die moralischen Nahmen der anziehenden und abstoßenden Grundkraft der Natur.

Das Paar trennte sich, und der wirklich achtungswerthe Mann, abgestumpft durch gezierte Kunst, wo nur die anspruchsloseste Natur in die Länge fesselt, verachtet nun das ganze weibliche Geschlecht in seinem eignen Mißgriff. Statt des Wortes Weiblichkeit steht bezahlte Kunst in der Reihe seiner Begriffe.

Wo die Schuld von allen diesen Erscheinungen unglücklicher Ehen und durch Uiberbildung verunglückter Wesen liege? In der Erziehung? — In den Erzogenen? — Ich glaube in beiden. Die Erziehung hat mit dem, im letzten Vierteljahrhundert schneller als je emporgeflogenen Ge-

nius der Kultur nicht gleichen Schritt gehalten. Vielen Erziehenden mangelte die klare Ansicht dieses Genius, die Kenntniß seiner Bedürfnisse; und die junge Welt fühlte sich von ihm ergriffen, ohne belehrt zu seyn, wie sie sich dabei zu benehmen habe, ohne zu ahnen, wohin er sie führen werde, wenn sie sich ihm ohne Widerstand ergibt. Sie befand sich ohne Kompaß auf einem unbekannten Meere. Die Alten haben in einer neuen Welt für eine ausgestorbene erzogen, die Jungen die neue Welt für die vollendetste gehalten. Viel ist von der künftigen Generazion zu hoffen, wo eine vernünftige physische Erziehung und glückliche Entdeckungen für den Körper sorgen, während die Erfahrung der Aeltern alle die Mängel ihrer eignen Erziehung vermeiden könnte. Wenn man die schönen Kinder betrachtet, und ihre Augen klar und hold, wie der Abendhimmel; wenn man den Thau der Rührung in Tropfen sich an den Wimpern sammeln sieht, und in dem beweglichen Gemüthe die Anlagen zu einem Agathon, zu einer Danae erblickt; — weinen möchte man da über die vielen himmlischen Naturen, die durch

Verwahrlosung zu Grunde gehen, oder durch des Unglücks und der Verführung Hauch in der schönsten Blüthe welken! Gäbe nur der Himmel, daß die Erfahrung nicht immer eine Kassandra sey, Lehren vortragend, die dem nichts mehr nützen, der sie gibt, und der nicht glaubt, dem sie gegeben werden!

Den folgenden Tag brachte ich ganz in den elysischen Umgebungen von Gutenthal zu, besuchte die benachbarten gastfreien Bauern, wovon die meisten eigenen, ungemischten Wein im Keller haben, und zog mich allmählich wieder an die Schwöchat gegen Meidling zurück, das nach Heiligenkreuz gehört. Ich begreife es nicht, wie man dem Bauer seinen Handel und seine immer steigende Aufklärung beneiden kann; diese macht ihn zum Menschen, jener zum wohlhabenden, zufriedenen Unterthan; beides hilft den Reichthum und den Werth der Nazion erhöhen, deren Kern gewiß nicht in den verzehrenden Bewoh-

nern der Hauptstädte, sondern in den erzeugenden Grundeigenthümern des offnen Landes besteht. Und sey es auch, daß bei Manchem Vergrößerung des Eigennutzes die Folge von dieser freilich noch immer halben Kultur sey; man zeige mir doch den Städter, der in ähnlichen Verhältnissen frei davon bleibt. Oder soll vielleicht das Gute der möglichen übeln Folgen wegen unterbleiben? — Man kann sich wohl für einen Freund aufopfern, aber den Erwerbstrieb so zu zügeln, wie es der Vortheil der Städter erheischt, das vermag man auch mit dem redlichsten Gemüthe nicht.

Die wohlthätigeren Wirkungen des steigenden Wohlstandes hatte ich Gelegenheit auf dem

Kirchweihfeste zu Meidling

zu beobachten. Hier saßen in dem Gastzimmer die Richter der benachbarten Gemeinden beisammen, und ihre Unterredungen waren eben so vernünftig als unterhaltend, bis die steigende Men-

ge des genossenen Weines sie immer weiter in ihre Jugend zurückführte, und sie die Geschichten derselben zum zweiten oder vielleicht zum hundertsten Mahle durchleben ließ. Interessant sind für den Beobachter die Aeußerungen und Erscheinungen dieser unverdorbenen Menschenrasse, wenn er den belohnenden Genuß zu erwerben versteht, sich mit ihnen in Einklang zu setzen. Das Gefühl ihrer ehemahligen oder jetzigen Stärke ist für die Kraftvollen ein besonderes Vergnügen; durch den Druck der Hand, durch den Aufschlag derselben auf die Schulter oder auf den Tisch suchen selbst die Alten noch sie zu versinnlichen. Und ich finde diese Aeußerung des überall herrschenden Rechts des Stärkeren edler, als wenn es in der triumphirenden Miene der überlistenden Schlauheit, oder gar in dem feigen Trotze des auf seine Helfershelfer pochenden Schwächlings sich mahlt.

Auffallend kennt man die Richter von Gemeinden, die einer geistlichen Herrschaft angehören, aus den übrigen heraus. Sie zeichnen sich in ihrem Benehmen gegen Fremde durch ein sanf-

teres, nachgiebigeres, etwas fein- aber immer freundlich-sehendes Aeußeres aus, und ich möchte fast sagen — sie seyen auch im Durchschnitte runder und beleibter als ihre Kollegen, obschon auch diesen ein ansehnlicher Amtsbauch nicht fehlt.

Im daranstoßenden Saale war die junge rüstige Welt versammelt; ein erquickender Anblick! Groß und schlank wie die Tannen, die um ihre Hütten stehen, drehten sich die Bursche im Tanze; die rothen Brusttücher stachen gut mit den schwarzen Beinkleidern und ihren grünen Tragbändern ab, und ein ungeheurer flacher runder Hut gab dem ganzen Anzuge eine gewisse Vollendung. Ihre Mädchen prunkten mit vollen, reichbesetzten Brustlatzen, faltenreichen dunkeln Röcken, und blau oder schwarz seidenen Schürzen. So schönen Kopfputz habe ich noch nicht gesehen, wie ihre kleinen schwarzen Häubchen mit sehr breiten, weit übers Gesicht vorstehenden steifen Spitzen. Man denke sich den schönen Kontrast der schwarzen Umgebung zu dem frischen Kolorite der

oft zarten Physiognomien dieser Rubensschen Dirnen, — man glaubt die Gemählde der alten brabantischen Gräfinen ins Leben gerufen zu sehen.

Leider wird diese schöne Nazionaltracht der Weiber allmählich von den geschmacklosen weißen Hauben der Wiener Dienstmädchen verdrängt, und auch im übrigen Anzuge fangen sie an, sich nach diesen unseligen Mustern zu fügen.

Die Musik auf solchen Tanzfesten ist fürchterlich lärmend; Trommeln, Tschinellen, Trompeten und Hörner fallen wechselnd in die Töne der Geigen ein, und scheinen das Trommelfell zersprengen zu wollen. Die Erschütterung der Luft verbreitet sich bis zur innerste Nerve; der ganze Körper wird wie elektrisirt; sie ist betäubend wie Branntwein, und scheint daher auch so beliebt. Vergessen wollen die Menschen so gerne alle Umgebungen, und ihr eignes Leben zur höchsten Potenz erhöhen, wo kein äußrer Eindruck im Vollgefühle ihres Selbstes sie mehr stört. Die Alten, die doch gewöhnlich Alles aus ihrer Jugend

her besser finden, bedauern nichts, als damahls keine solche Tanzmusik genossen zu haben, die von den Korybanten erfunden worden zu seyn scheint, um das Jammergeschrei des kleinen Jupiters zu übertäuben. Was mir aber auch hier, wie bei ähnlichen Unterhaltungen in der Stadt selbst auffiel, war das frühe Aufhören derselben. Ist es Abspannung, Uibersättigung, oder der düstre Geist der Zeit, der die Genießenden aufschreckt und verscheucht?

Heiligenkreuz.

Um halb vier Uhr trennten sich die Gäste; ich ging mit Einigen nach Heiligenkreuz hinüber. Durch einen Wald, in dem das Heiligenkreuzer Dörfchen Breunsfeld, Donners Geburtsort, einsam eingeschlossen liegt, windet sich der Weg aufwärts auf den Gipfel eines Hügels, wo man zur prächtigen, neu angelegten Straße kommt, die von Wien über Heiligenkr uz nach Mariazell in Steiermark führt.

Durch das Grau des frühen Dämmers loderte Feuer aus dem Walde auf; es gab einen mahlerischen Anblick. Wir näherten uns, um zu

fragen, wer da lagerte. „Bettelleute, die nach Maria Zell wallfahrten.“ Es waren drei Weiber und vier Männer; zwei davon hatten das Fieber, und lagen, in ihre zerrissene Mäntel gehüllt, auf dem feuchten Boden. Im Wirthshause hatte man ihnen brüderlich das Nachtlager verweigert; sie waren also gezwungen, im Freien zu übernachten. Und diese Menschen wallfahrten! Zu bitten haben sie wohl Ursache!

Wo man zur Straße eintritt, öffnet sich der Waldberg zu einer lebensvollen Aussicht; rückwärts auf die Thäler der Schwöchat, vorwärts auf das im Thale liegende Heiligenkreuz. Der Mond ging in Westen über jenen unter; vorwärts glimmte Aurorens vestalisches Feuer, das Unterpfand für die Fortdauer des großen Weltenreiches, von Bergen auf, den Hochaltären der Natur. Rings in den Wäldern erwachten die Vögel, Millionen Perlen zitterten an den Blättern, ein Meer von Wohlgerüchen senkte sich nieder im leichten Morgennebel. Der reine Aether, die frische Kühle, alles athmete den Frieden und die ewige Jugend der

Natur, und durchströmte mit jedem Athemzuge das Innerste der Brust. Verklärt im Morgenschimmer stand das schöne Gränzbild des Stiftes vor mir, ein Engel, der einen jungen Pilger schützend geleitet. Das ganze Alterthum hat keinen sinnreicheren Terminus aufzuzeigen.

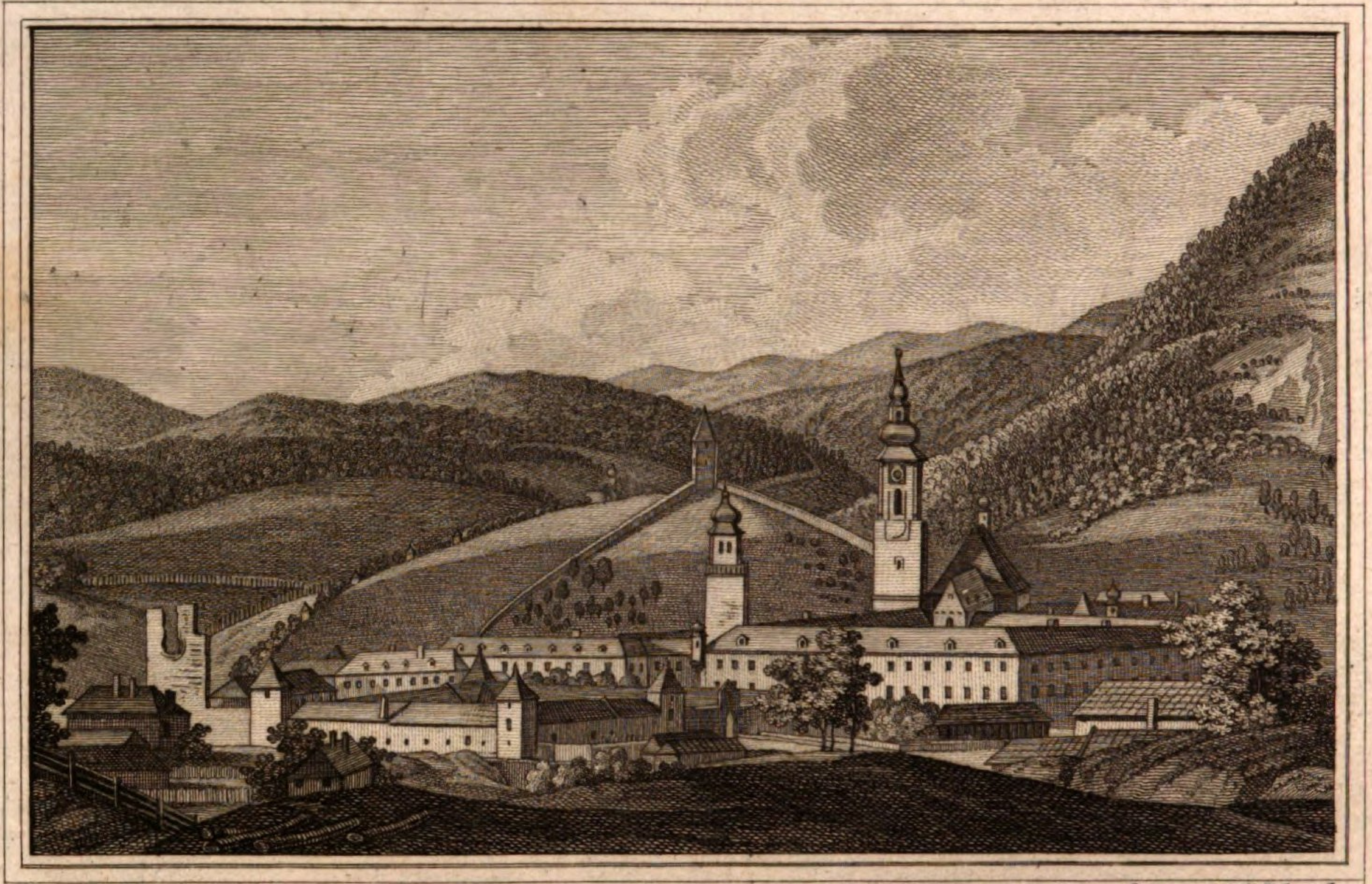
Ausgesöhnt war ich in diesem Augenblicke mit dem Leben. — Gilt es doch nur so viel, geht es doch, wie jedes Spiel, nur so hoch, als wir es selbst anschlagen. Alles gehört uns, dessen wir uns bemächtigen können; alle Sorgen, alle Qualen und Schranken zerfallen, so bald wir sie für nicht bestehend dekretiren!

In dieser Stimmung kam ich in das Cisterzienser Stift zum heiligen Kreuze, das älteste in Oesterreich, am Fusse des Bodenberges liegend. Es wurde von Leopold dem Heiligen auf seinem Landgute Sattelbach gestiftet, wegen des siegreichen Zeichens der Erlösung zum heiligen Kreuze genannt, und von Leopolds Sohne Otto, Cisterzienser zu Morimond in Frank-

Natur, und durchströmte mit jedem Athemzuge das Innerste der Brust. [illegible] im [illegible]schimmer stand das schöne [illegible] des Geistes vor mir, ein Engel, der einen jungen Pilger schützend geleitet. Das ganze [illegible] hat keinen sinnreicheren Vorwurf aufzuweisen.

Ausgesöhnt war ich in diesem Augenblicke mit dem Leben. — Gilt es doch nur so viel, geht es doch, wie jedes Spiel, nur so hoch, als wir es selbst anschlagen. Alles gehört uns, dessen wir uns bemächtigen können; alle Sorgen, alle Plagen und Schranken zerfallen, so bald wir sie für nicht bestehend dekretiren!

In dieser Stimmung kam ich in das Cisterzienser[illegible] zum heiligen Kreuze, das älteste in [illegible], am Fusse des Wodenberges liegend, [illegible] von Leopold dem Heiligen auf [illegible] Satzelbach gestiftet, wegen des [illegible] der Erlösung zum heiligen Kreuze [illegible], und von Leopolds Sohne Otto, [illegible] zu Morimond in Frank-



Nach der Natur gezeichnet v. Maillard. Gest. von J. Blaschke.

Ansicht des Stifts Heil. Kreuz.

reich, mit den ersten Kolonisten dieses Ordens im Jahre 1136 bevölkert. Bekanntlich haben die Cisterzienser ihren Ursprung und Nahmen von der Stadt Cisteaux (Cistertium) im ehemahligen Burgund in Frankreich.

Herzog Leopold der Tugendhafte beschenkte das Kloster zu Sattelbach mit dem großen Kreuztheile, das er aus Palästina mitbrachte, als er es — aufgebracht über Richard Löwenherz von England, der seine zuerst auf den Wällen von Ptolemais aufgesteckte Siegesfahne mit Hohn herabriß — mit seinen Truppen im Jahre 1182 plötzlich verließ. So verdankt dieses Stift dem Eifer der frommen Helene seine Benennung und seinen kostbarsten Schatz, obschon das Kreuz selbst noch nach Helenens Zeit mancherlei Schicksale erlitt. Von dem persischen König Kosroes ward es im Jahre 614 sammt dem Patriarchen Zacharias und vielen Christen nach Persien gebracht, von seinem Sohne Siroes aber 14 Jahre darnach sammt den Gefangenen seinem Sieger, dem Kaiser Heraklius, nach Byzanz zurückgeschickt. Die-

ser brachte das Kreuz im Jahre 629 selbst nach Jerusalem zurück, und der Patriarch Zacharias stellte es in seiner und eines tiefgerührten Volkes Gegenwart wieder in den von Helenen erbauten Tempel auf. Der Erinnerung dieser Kreuzerhöhung ist der 14. September geweiht. Wie sehr in den Zeiten der Kreuzzüge dieses Kreuz zertrümmert und seine Bruchstücke durch die halbe Erde zerstreuet wurden, ist bekannt genug.

Ober dem Thore des Stiftsgebäudes befindet sich in einem kleinen Thurme ein Schnarrwerk von Orgelpfeifen, das Horn genannt, das mit dem schönen Geläute des Thurms im Einklange steht, und stundenweit durch die Thäler hin gehört wird. Der innere Hof des Stiftes bildet ein schiefes Viereck, und ist auf drei Seiten von Arkaden umgeben. Die vierte nimmt die Prälatenwohnung und die ansehnliche Kirche selbst ein, und ihre ungeweißte gothische, aber leider nicht ganz vollendete Außenseite sticht mit dem ringsum geweißten Gebäude vortheilhaft ab. Im Mittelpunkte des Hofes befindet sich eine Dreieinig-

keitssäule, gleichzeitig mit der auf dem Graben in Wien (1714) errichtet, aber aus einem verschiedenen Grunde; in Wien dankte man, daß die verwüstende Pest aufhörte, hier, daß sie nie anfing, während die benachbarten Orte davon verwüstet wurden.

Die alte Kirche hat einen beträchtlichen Umfang, aber die von innen geweißten Wände schwächen den ehrwürdigen Eindruck, den die gothische Bauart, und die Höhe der düstern, stützenden Säulen sonst überall bewirkt. Dafür hat nun die Kirche ein freundliches lichtes Ansehen; nirgends erblickt man mehr jenen Wust von Statuen und Gemählden, wodurch ehemahls die Andacht mehr gestört als befördert wurde. Außer dem Hauptaltare, dessen Gemählde Mariens Himmelfahrt vorstellt, sieht man nur vier größere und zwei kleinere Seitenaltäre. Auf dem weitläufigen Chore befindet sich eine große neue Orgel von 54 Registern, von Kober verfertigt. Statt des ehemaligen Tafelwerkes ist er mit einem artigen Geländer eingefaßt.

An den zwei vordersten Säulen unter dem Chore befinden sich zwei merkwürdige Grabmähler. Rechts steht jenes des Bildhauers Giulliani, eines Venezianers, mit der Aufschrift:

Ioannes. GIVLLIanII.
VenetVs. sCVLptor. InsIgnIssIMVs.
hIC. LoCI. In. paCe.
qVIesCIt.
Aetatis 81. Familiaris 34. Obiit 5. Sept.
(1744.)

Von ihm war die meiste Bildhauerarbeit an den Altären, und das reiche Schnitzwerk, das sich vormahls auf dem Chore befand. Da es aber die Kirche düster machte, so wurde es vor Kurzem auf Befehl des Erzbischofes beseitigt. Auch die Stazionen des Kreuzweges, der sich außer der Prälatur in beträchtlicher Länge bis zur Kreuzigungs-Kapelle einen Hügel hinaufzieht, wurden unter seiner Leitung gemacht; sie loben aber eben nicht sehr ihren Meister. Merkwürdiger wird Giulliani durch seinen Schüler, den be-

rühmten Raphael Donner, von dem die Statuen des Brunnen auf dem neuen Markte in Wien verfertiget wurden. Er war von Breunsfeld, einem nach Heiligenkreuz gehörigen Dorfe gebürtig und anfänglich Singerknabe im Stifte, bis ihn der Genius der Kunst ergriff.

Linker Hand gegenüber sieht man das Grabmahl des Altomonte, eines Mahlers von Neapel, der die Bilder der vier größern Seitenaltäre, und im Speisesaale ein großes Gemählde, die fünftausend Gespeisten vorstellend, verfertigte. Letzteres vollendete er erst in seinem 83. Jahre. Man sieht seinen Werken die Manier der venezianischen Schule an; ihr Werth besteht mehr in einem lebhaften Kolorite, als in zarten Ideen und einer Phantasiereichen Ausführung. Seine Grabschrift lautet:

VIator. preCes. sIbI. aVet. parVas. MagnVs. artIfeX. pICtor. prInCeps. haC. In. sCrobe. qVIesCIt. In. paCe.

D. Martinus Altomonte Neapolitanus, aetatis 87. hic familiaris obiit 14. Sept. (1745.)

Dankbar bewies sich das Stift gegen die beiden Künstler; es behielt sie als beständige Hausfreunde bei sich, und pflegte sie so wohl, daß beide ein hohes Alter erreichten.

In der Sakristei ziehen Kunstwerke anderer Art die Aufmerksamkeit auf sich; es sind dieß die meisterlichen Mosaikstücke von Holz an den rings-herum befindlichen Schränken. Auch an den vordern Kirchenstühlen findet man sie. Schade, daß nicht mehr Phantasie in der Zusammensetzung herrscht, der Fleiß in der äußerst mühsamen Ausführung ist bewundernswürdig; mit glücklicher Leichtigkeit sind die verschiedensten Holzarten zu Architekturstücken verschmolzen. Die beiden Künstler, Lukas Barth und Kasper Willer, sind Laienbrüder des Stiftes. Das Jahr der Verfertigung ist 1802.

Wenn

Wenn man diese Arbeiten zu der reichhaltigen, im Laxenburger Ritterschlosse befindlichen Sammlung von altdeutschen Holzkunstwerken schlägt; wenn man daraus auf die Menge der im übrigen Deutschlande zerstreuten Bildungen dieser Art schließet; wenn man an Albrecht Dürrers meisterliche Bearbeitung des Holzes mit dem Grabstichel und an Guttenbergs Holztypen denket: so muß man den Deutschen den Vorzüg in der Kunst, Holz zu bearbeiten, vor allen Nazionen einräumen, aber auch hier die sonderbare Richtung des Nazionalcharakters bewundern, so viel Mühe und Fleiß auf einen so wenig edlen, so vergänglichen Stoff verwendet zu haben! — Auch die Nürnberger und Berchtholdsgadner Holzwaren, die durch den größten Theil des waldichten Deutschlands zerstreut verarbeitet, und durch ganz Europa und Amerika versendet werden, darf man als einen Beweis anführen, wie weit wir es in jener Kunst gebracht haben.

In dem an die Kirche stoßenden Kapitelhause liegen die meisten Babenberger, denen Oester-

reich seine frühe, hohe Kultur verdankte; auch der letzte große Sprosse derselben, Friedrich der Streitbare ruht hier, der, nach einer siegreichen Schlacht mit Bela dem IV. von Ungern, von einem fliehenden Kumanen, die wie die alten Parther und Tartaren im Fliehen zu streiten wußten, im Jahr 1246 getödtet wurde. — Den Nahmen des Großen verdient Friedrich, wenn er gleich unglücklich war; aber Kurzsichtigkeit und Feigheit nennen nur den Glücklichen groß.

Man fühlt sich angehaucht vom Geiste der düstern Vergangenheit, wenn man die gewölbten Kreuzgänge durchwandelt. Gleich zunächst an der Pforte steht der sogenannte bleierne Brunnen in einem gothischen Gewölbe, das ein magisches Licht durch die bemahlten Gläser der Fenster erhält. Hier springt seit Jahrhunderten eine Quelle durch eine Säule, die ein dreifaches Becken von Blei umgibt. Das unterste und größte hält 32 Schuh im Umfange, ist fünf Zoll dick, und beinahe ganz von einer steinartigen Kruste überzo-

gen. Nur an der Säule erkennt man noch das Metall.

Die hohen Zimmer der Prälatur sind mit der ehrwürdigen Pracht der guten alten Zeiten meublirt. Ach die gute alte Zeit! Damahls hatte noch jeder Tag seine Ruhestunden, jede Woche ihren Ruhetag; aber itzt peitscht der Geist der Zeit den Menschen rastlos von Arbeit zu Arbeit, will er sein Daseyn fristen! — In dem geräumigen Spielsaale steht ein Billard, dessen ungeheure Größe ganz geeignet ist, große Mahlzeiten zu verarbeiten.

Die Schätze des Stiftes sind in mehreren Gemächern enthalten. Die Bibliothek ist an 5000 Bände stark, worunter viele kostbare Werke sich befinden, und in einem Nebenzimmer findet man einen Schatz von 503 Codices oder Handschriften aus dem Mittelalter. Zwei davon läßt man zum Andenken noch an den Ketten befestiget, woran jene düstere Periode die Produkte des Geistes fesselte. Das Naturalienkabinet ist nicht ganz geordnet,

und aus der Bildergallerie, wie aus der Kunstkammer wurde Vieles bei Errichtung des Laxenburger Ritterschlosses dahin abgeführt. Das Merkwürdigste ist hier fast, der mit großer Mühe von einem gewissen Kleiner gezeichnete, ungeheure Stammbaum des Erzhauses Oesterreich, der in einem eignen Kasten liegt, und vom Prälaten für 100 Dukaten gekauft wurde. Der Verfasser trug ihn zuerst Kaiser Joseph dem II. für 1000 Dukaten an, aber Joseph schätzte solche Kunstgeschicklichkeiten so wenig, als Alexander die des Linsenschützen. Der Eingang zu den letztern drei Abtheilungen führt die Aufschrift: En, miranda tibi Mars, ars, naturaque pandit.

In der Schatzkammer endlich werden verschiedene Kostbarkeiten gezeigt; der Kreuzpartikel, dessen Fassung auf 20,000 Gulden geschätzt wird; eine Monstranze im Werthe von 36,000 Gulden; ein Kelch, der 6000 Gulden gekostet hat; mehrere Kruzifixe von Bergkrystall und Elfenbein; ein Gemählde des Gekreuzigten, woran man besonders die herrliche Fleischfarbe

bewundert; endlich verschiedene Seltenheiten von Lazurstein und Agat. Da Frauen in das Innere des Stiftes nicht eindringen dürfen, so hat gewöhnlich ein Konventuale die Gefälligkeit, den größten Theil dieser Schätze in die Sakristei zum Besehen hinabzutragen. Uiberhaupt werden Fremde hier mit aller Liberalität aufgenommen, herumgeführt und bewirthet.

Unten der Prälatur steht das im Jahre 1802 neu errichtete Cisterzienser Seminarium, wo die Zöglinge der vier österreichischen Stifter dieses Ordens: Heiligenkreuz, Zwettel, Lilienfeld und Neustadt unter Leitung eines Präfekten ihres Ordens und geistlicher Professoren die Theologie studiren. Die vier Prälaten wechseln monathlich im Rektoramte ab.

Ein Wirthshaus, ein großer Meierhof, eine Mahl- und Sägemühle und ein neuangelegter Obst- und Gemüse-Garten machen die übrigen Bestandtheile dieses ungemein weitläufigen Stiftes aus. In einem Theile seines Grabens hat

man im Jahr 1767 Steinkohlenflötze entdeckt, aber leider noch nicht bearbeitet.

Die neue Strasse nach Maria Zell.

Uiber Heiligenkreuz führt die prächtige neue Straße von Wien nach Maria Zell in Steiermark, die im Jahre 1802 unter Leitung des einsichtsvollen waldämtlichen Baumeisters, Herrn Schlukker, angelegt wurde, und auch von ihm gegen ein mit dem Waldamte kontrahirtes Bauschquantum in gutem Stand erhalten wird. Diese waldämtliche Straße geht aber eigentlich nur bis zur Trasen, jenseits welcher sie sich an die schon vorher bestandene kaiserliche Straße anschließt, die von St. Pölten nach Maria Zell führt. Das Bauschquantum und andere Auslagen zu bestreiten, hat das Waldamt vier neue Mauthen errichtet; zu Medling, Heiligenkreuz und Altenmarkt. Die vierte Mauth befindet sich zu Hirtenberg, in der Mitte eines ebenfalls neuen Fahrtweges, der diese Mariazellerstraße mit der Straße nach Italien in Verbindung setzt, von Alten-

markt auslauft, über Hirtenberg geht, und sich bei Ginselsdorf mit letzterer vereinigt. Auch spricht man von Anlegung drei neuer Posten; im Brühl, in Gaden und zu Baden. Die beiden erstern würden auf der neuen Straße selbst liegen; um zur letzten bequem zu kommen, würde der Weg von da, wo er sich bei Heiligenkreuz von der Hauptstraße sondert, bis Baden immer in gutem Stande erhalten werden. So könnten dann die Freunde der Natur mit der größten Bequemlichkeit die österreichische Schweiz besuchen.

Dieser Straßenbau und die Anlegung des Rechens bei St. Helena, Unternehmungen, die in die Hunderttausende kosten, hat zwar noch kein Korrespondent unseren deutschen Zeitungsschreibern berichtet, während man es mit großer Umständlichkeit angeführt liest, wenn benachbarte Regenten kleinere Summen zu ähnlichen Unternehmungen anweisen; aber der Zeitpunkt scheint gekommen, wo Oesterreich von Oesterreichern gewürdiget werden wird.

Dieser neuen Straße verdankt der schönste und reichste Theil von Niederösterreich eine bequemere und leichtere Verbindung mit der Hauptstadt des Reiches und dem flachen Lande. Eisen, Holz, Kohlen, Kalk, Gips, junges Vieh, die verschiedenen Produkte der ringsherum zerstreuten Fabriken, alles kann itzt schneller und wohlfeiler der Hauptstadt zugeführt werden, da vorher die Wagen oft mehrere Tage lang in einem Orte sich verweilen mußten, wenn die häufigen Waldbäche, über die nun Brücken geschlagen sind, angeschwollen und ausgetreten waren.

Gaden.

Von Heiligenkreuz führen zwei Wege in den Brühl. Der eine geht auf der neuen Straße dahin, durch Gaden, ein weitläufiges, wohlhabendes Dorf, das eigentlich aus drei Theilen besteht: Obergaden, Mittergaden und Gaden am Anger. Der Ort ist sehr alt, und seine Umgebungen sind höchst abwechselnd und romantisch. Von der einst hier bestandenen

Burg der Herren von Gaden, von denen ein Wichard schon im Jahre 1094 in Urkunden vorkommt, entdeckt man nur unbeträchtliche Reste mehr. Die Familie starb auch schon im vierzehnten Jahrhunderte aus.

In der Nähe sind zwei Gipsbrüche, wovon der Gips vorher in Heiligenkreuz, und itzt in Gaden selbst gebrannt und gestampft wird, aber dem von Schottwien an Güte nicht ganz gleich kommt. Der größte Reichthum der hiesigen Bauern besteht nebst Holz in ihren Kalköfen; gewöhnlich brennt jeder Bauer ein Mahl die Woche, und ihr Kalk wird dem von Kaltenleutgeben vorgezogen. Unerschöpflich ist der Reichthum, den die Natur in diesen Kalkgebirgen aufgethürmt hat!

Längs dem Aubache zieht sich von Gaden die Straße weiter in den Brühl fort, wo sich der Aubach in den Nonnenbach ergießt. Fette Wiesen begränzen den Weg, und auf beiden Seiten thürmen sich in drohender Nähe die steilen, waldichten Berge empor. In einem ewigen Wech=

sel öffnen und schließen sich Thäler; plötzlich erweitert sich die Gegend zu einem unaussprechlich schönen Dreieck; eben so plötzlich treten nackte, kahle, röthliche Kalkfelsen vor, und verengen die Straße und die Brust des Wanderers. Viel hat jedoch die Gegend durch das unsinnige Aushauen selbst noch junger Wälder verloren.

So immer angezogen, immer zurückgestossen von dieser Landschaft, der man tausend Ansichten abkopiren könnte, ohne sie zu erschöpfen oder sich zu wiederhohlen, tritt man, Hilderichs Mühle gegenüber, in das Brühlerthal ein. Man kann nicht begreifen, wie man die nackten Kalkhügel des Brühls entzückend nennen kann, wenn man diesen Weg gerade zurückgelegt hat. Ich wenigstens halte ihn für den schönsten unter allen, die ich je gesehen habe.

In entgegengesetzter Richtung von dieser Straße führt von Gaden über den Hühnerberg und durch die sogenannte Einöde, die den Badnerberg vom Pfaffstätterberg trennt, ein einsamer

Waldweg nach Pfaffstätten, oder rechts durch den Lilienfelder Wald über den Kalvarienberg nach Baden selbst. Aber er ist, wie die meisten Waldwege, die sich nicht an einem Bergrücken hinziehen, und Einsichten in Thäler gewähren, einförmig und ermüdend.

Sittendorf und Wildeck.

Der zweite Weg von Heiligenkreuz nach dem Brühl, und zwar eigentlich nach dem hintersten Theile desselben, dem Weissenbacher Thale, führt über Johannsstein am Sparbach, und dreht sich gleich außer Heiligenkreuz von der Fahrtstraße links weg über einen ziemlich hohen Berg, auf dessen Spitze drei Häuser einsam im Walde liegen. Wenn man nur weiß, nach welcher Gegend jeder Ort liegt, so kann man sich nicht leicht verirren, in so mancherlei Arme sich die Waldwege auch theilen, und so oft sie sich auch durchkreuzen. Das Thal von Johannsstein am Sparbach ausgenommen, geht dieser Weg meist über die Rücken der Berge, und hat wohl schöne Aussich-

ten, aber bei weiten das hohe Romantische des Weges über Gaden nicht, der sich immer im Thale hinzieht, und daher so himmlische Ansichten gewähren kann. Man ist gewöhnlich vom Walde eingeschlossen; selbst die Thäler, in die man kommt, liegen höher als die Gadner Straße, und heben sich zu Bergen hinan. Dafür wird man einige Mahle durch Aussichten überrascht, welche die Einförmigkeit des Weges vergessen machen, und worunter die von der letzten Anhöhe vor Sittendorf unter die schönsten und umfassendsten gehört, die ein mittelmäßig bergichtes Land darbiethen kann.

Von dem Gipfel dieser Anhöhe genießt man einer unbeschreiblich schönen Ansicht über die zahllosen Hügel, zwischen derer mahlerischen Krümmungen all' die Thäler liegen, die ich so eben durchwandert hatte, und auf die ich nun, mich wendend, zurückblickte. Uiber sie alle erhob sich der majestätische Schneeberg, wie ein weißlockichter Vater in der Mitte seiner Enkel.

Ansicht von der Höhe bey Sittendorf

ten, aber bei weitem das hohe Romantische des Weges über Baden nicht, der sich immer im Thale hinzieht, und daher so himmlische Ansichten gewähren kann. Man ist gewöhnlich vom Walde eingeschlossen; selbst die Thäler, in die man kommt, liegen höher als die Badner Straße, und heben sich zu Bergen hinan. Dafür wird man einige Mahle durch Aussichten überrascht, welche die Einförmigkeit des Weges vergessen machen, und worunter die von der letzten Anhöhe vor Sittendorf unter die schönsten und umfassendsten gehört, die ein mittelmäßig bergichtes Land darbiethen kann.

Von dem Gipfel dieser Anhöhe genießt man einer unbeschreiblich schönen Ansicht über die zahllosen Hügel, zwischen deren mahlerischen Krümmungen all' die Thäler liegen, die ich so eben durchwandert hatte, und auf die ich nun, mich umwendend, zurücksah. Über sie alle erhob sich der majestätische Schneeberg, wie ein weißlockichter Greis in die Mitte seiner Enkel.

Nach der Natur gezeichnet von Maillard. Gest von J. Blaschke.

Ansicht von der Höhe bey Sittendorf

Der beständige Wechsel von Hügeln und Ebenen; die mancherlei Schattirungen des Grüns, von dem Blaßgrünen der eben gemähten Wiesen bis zu dem Schwarzgrünen der Föhrenwälder; die zerstreuten Gruppen einzelner Bäume, die wie Abgeordnete aus den hinter ihnen gelagerten Baum-Heeren vorzutreten, und sich im Thale zu besprechen, oder wie die alten Heroen im Angesichte der beiderseitigen Truppen sich zu messen scheinen; die einzelnen hin und wieder gezogenen Verzäunungen, die sich von oben herab wie Spielplätze der Kinder ausnehmen; der Anblick der fleißigen Bauern, die Vorrath für den Winter einsammeln, oder für neuen Fruchtbau das Feld durchwühlen — ein Anblick, der sie wie Ameisen erscheinen läßt, bestimmt, beständig auf einem und demselben Platz sich herum zu treiben, ihre Häufchen aufzuwerfen, zu sammeln, und für ihre Eier zu sorgen — welch ein zusammenfließendes, viel umfassendes Ganzes, in dem sich der einzelne Mensch wie ein Sandkorn verliert, bis ihn das Bewußtseyn in die Höhe reißt, daß er

für dieses Ganze, und für das Ganze des gestirnten Himmels Sinn und Fassungskraft hat!

Im Herabsteigen von diesem beträchtlichen Waldberge erblickt man Sittendorf zur Linken, und gerade aus die Veste Wildeck. Die Herren von Sittendorf erbath sich schon Leopold der Heilige bei Stiftung der Abtei Heiligenkreuz im Jahr 1136 zu Zeugen; den ersten Wildecker findet man in Urkunden von Jahr 1261. Beide Orte gehören nach Heiligenkreuz, und im alten, noch bewohnbaren Schlosse von Wildeck befindet sich eine Meierei des Stiftes. Seine Lage, auf dem felsichten Vorsprunge eines mit Föhren besetzten Berges, verschafft ihm eine herrliche Aussicht über das fruchtbare Thal von Sittendorf, das der Mahrbach bewässert, und ringsum waldichte Berge begränzen. Unfern davon soll sich ein Steinkohlenanbruch befinden.

Südöstlich führt durch einen Tannenwald über einen Hügel der Weg nach Sparbach hinüber. Da, wo das Gebieth von Heiligenkreuz

sich endet, findet man wieder den schönen Gränzstein des Stiftes, auf dem ein Pilger mit seinem schützenden Genius steht. Bei Sparbach wendet sich der Weg in tiefere Thäler hinab, und sogleich treten wieder die Kalkfelsen mit ihren phantastischen Steingebilden, mit ihren Fichten- und Tannengruppen zu beiden Seiten des Wanderers hin.

Johannsstein am Sparbache.

Ich ließ das Dorf Sparbach mit seinem neuen herrschaftlichen Schlosse des Grafen von Kohary, und berühmt durch eine dichterische Epistel unsers würdigen Ratschky, rechts liegen, und wendete mich den Aubach hinüber, der sich hier mit dem Mahrbache vereinigt, und nach Gaden fließt. Auf einem außerordentlich steilen Felsen, der von dem sogenannten Heuberg abgesondert sich erhebt, und das Sparbacher Thal nach seiner ganzen Länge übersieht, liegt das alte Schloß Johannsstein. Da die Zugbrücken schon längst verfault sind, so muß man einen senkrech-

ten, aber nicht sehr hohen Felsen hinanklettern, um in das Innere des Schlosses zu kommen, das in Form eines Malteserkreutzes angelegt ist. Die Hauptmauern stehen noch ganz da, und man sieht, daß das Gebäude vier und fünf Stockwerke hoch war. An den schmalen, oben in einen Halbzirkel gewölbten Fenstern gegen Südwest erkennt man noch den Platz der ehemahligen Kapelle. Da das Schloß keinen Hofraum gehabt zu haben scheint, so muß wahrscheinlich außerhalb desselben noch ein Vorwerk bestanden haben; man sieht aber keine Reste mehr von einem solchen Gebäude.

Der feierliche Eindruck, den dieses Riesenschloß erweckt, wird dadurch einzig in seiner Art, daß man nirgends auch nur die geringste Spur von einem Ziegel oder einem behauenen Steine entdeckt. Wenn auch letztere alle weggenommen worden wären, so müßte man doch von ersteren Bruchstücke entdecken. Aber selbst die Gewölbe sind bloß von gemeinen Felssteinen oder dünnen Schieferplatten gespannt; ungeheure Felsstücke

sind

sind in der Grundfeste, zum Theil von der Natur selbst, aufeinander gethürmt, und nirgends erblickt man Mörtel von außen. Dieß ist vielleicht eines von den wenigen Schlössern, das nie zerstört oder verwüstet wurde, dessen Hauptmauern noch ganz so da stehen, wie sie der Erbauer hervorgehen ließ. Etwas ganz Eigenes erhält diese Veste durch die röthliche Farbe der Kalksteine; unaussprechlich schön nehmen sie sich im Abendschimmer der Sonne auf dem Hintergrunde der dunkeln Föhrenberge aus.

Uiber die ältesten Besitzer dieses Schlosses habe ich nichts Gewisses finden können. Von dem Jahre 1596 an war es der Sitz der in der österreichischen Reformazionsgeschichte so berühmten Freiherrn Jörger zu Tolleth, mit welchen Luther selbst im Briefwechsel stand. Der letzte Besitzer dieses Schlosses, Septimius Jörger, ist 1629 ausgewandert. Sein Neffe Quintin trat wieder zur katholischen Religion über, ward Reichsgraf, und unter Leopold dem I., nach Stahrembergs Tode, 1688 niederösterreichischer Statthalter, und

Ritter des goldenen Vließes. Diesem Manne hat Wien seit dem Jahre 1700 die erste nächtliche Beleuchtung seiner Straßen, die Feuerlöschanstalten, Marktordnung und Polizeiwache zu verdanken. Er starb im Jahre 1705 mit dem Ruhme des Gerechten und Redlichen, und — was der Beweis davon seyn dürfte — arm. Da er die wichtigsten Staatsgeschäfte geleitet, und 1689 auch den Frieden mit den Türken unterhandelt hatte, so gab er die Geschichte seines öffentlichen Lebens in Memoires von acht Bänden heraus; von allen Exemplaren wurden aber nur der Hofbibliothek einige zum Behufe künftiger Geschichtschreiber gelassen.

Uiber eben den Heuberg, auf dessen einer vorspringenden Felsenspitze das Schloß liegt, führt ein Weg nach Weissenbach und in den Brühl hinüber. Anfangs zieht er sich im Walde aufwärts; auf dem Gipfel des Berges tritt er aber heraus auf eine Heuwiese von beträchtlichem Umfange, welcher vermuthlich der Berg seinen Nahmen verdankt. In dieser Höhe findet man eine lebendi-

ge Quelle, deren Wasser in viele kleine Rinnsaale zur Bewässerung der Wiese vertheilt ist.

Wie man den Berg hinabsteigt, empfangen den Wanderer kühle Buchenwälder, und stimmen ihn heitrer, als das melancholische, einförmige Düster der Föhren. So kommt er allmählich in das Thal von Weissenbach, einem zerstreuten Dörfchen, das zur Herrschaft Johannsstein gehört, und vom Nonnenbach *) bewässert ist. Das Thal ist angenehm, aber noch immer ein beschränkter, einförmiger Waldweg; es fehlen die herrlichen schroffen Felsenparthien, um es interessant zu machen. Erst wo sich der Anninger erhebt, an dessen nordwestlicher Seite die Straße von Gaden sammt dem Aubache heraus sich windet, wird die Landschaft wieder manchfaltiger und schöner, und heißt

*) Er hat seinen Nahmen von dem alten Nonnenhofe zu Weissenbach, durch den er fließt.

Der Brühl.*)

Das Thal öffnet sich immer weiter, die Hügel der einen Seite werden sanfter, und Reben nehmen die Stelle der Bäume ein, während auf der andern Seite der waldichte Anninger hoch hinauf steigt. Natürliche Schattengänge durch die Felder und Wiesen und Aecker; Kirchen und Gasthäuser, Bauernhöfe und köstliche Villen reicher Städter durchschneiden sich in den lieblichsten Gruppen, und ein rastlos sich krümmender Bach

*) Man sagt der Brühl, nach Adelung, nicht die Brühl. Das Wort ist kein eigener Nahme, sondern eine allgemeine Benennung einer waldicht-gebirgichten Gegend.

bringt Leben und Bewegung ins Ganze. Das ist es eigentlich, was den Brühl auszeichnet; es ist ein schöner Naturpark mit Menschen bevölkert, während den künstlichen Parken immer ein glücklicher Mensch fehlt, wie Göthe sagt, um ganz zu Eden zu werden. Bekannt und vertraulich sprechen uns hier lauter bekannte Gegenstände in schöner Gedrängtheit an; wir finden uns mitten in der Natur vom menschlichen Leben und Treiben umgeben, während auf dem göttlichen Gadnerwege die Natur allein groß und feierlich vor uns steht, und die Ehrfurcht, die sie erweckt, nicht erlaubt, sich so heimisch und gemüthlich zu fühlen, wie im sanfteren Brühlthale.

Wenn man sich nicht bei dem reichen Kalkbauer Siegel in Weissenbach restaurirt hat, so kann man es in Hilderichs Mühle thun, und man wird sie nicht unbefriedigt verlassen. Sie liegt der Mündung des Gadnerthales gegenüber, da, wo der Aubach *) und der Nonnenbach eine schmale

*) Hier auch das Wassergesprenge genannt.

Landzunge bilden, und als die schönsten natürlichen Gränzen den Garten der Mühle umgeben. Der Brühl macht hier das reitzendste Dreieck. Die buschichte Anhöhe, an welche die Mühle sich lehnt, dient zur Basis, und die zwei Reihen von Hügeln, die gegen die Kalkfelsen der Medlinger Klause in einen Winkel sich hinziehen, bilden die beiden Seiten.

Von der Mühle aus kann man das Brühlerthal auf zwei verschiedenen Wegen durchwandeln. Der eine führt links über Felder, den Gießhübel und Perlhof vorüber, längs den Ufern des Nonnenbaches in das Dörfchen Hinterbrühl, wo die dörfliche Pfarrkirche und der Tempel des Friedens, — der sich nur öffnet, um seine Geweihten aufzunehmen, nie, um sie wieder zu entlassen — der Gottesacker liegt. Wohl ein göttlicher, außerordentlicher Acker: hier wird nicht gesäet, um gleiche Frucht zu erhalten; das reife Korn wird hier in die Scheuer der scheinbaren Verwesung gebracht, um mit dem All' von Leben und Kraft wieder zu verschmelzen, aus dem es als Einzel=

ding hervor ging. — Außerhalb des Dörfchens begränzen Weinberge den Weg, der sich aufwärts zwischen Schlehengesträuchen und über nakte Kalkfelsen nach dem alten Schlosse Lichtenstein hinzieht.

Der andere Weg läuft rechts am Fusse des Anningers, aber in einiger Erhöhung hin, daher man immer die schöne Ansicht des tiefer liegenden Brühlthales behält. Gleich unter dem großen Kalksteinbruche an der nordöstlichen Spitze des Anningers liegt die Försterswohnung, und in einiger Entfernung das ehemahlige Mauthhaus und Wirthshaus. Hinter demselben steigt man den Anninger hinauf, um einige Bergklüfte zu besehen, worunter die Niklashöhle die größte ist. Vorspringende Felsenspitzen, von großen Föhren überschattet, biethen kühne Sitze dar, um die Schönheiten des lieblichen Thales recht hineinschlürfen zu können.

Hat man sich gesättiget an dieser lebenvollen Ansicht, so steigt man hinab, und schlägt, um

die Straße zu vermeiden, einen Waldweg ein, der nach einer Viertelstunde zu Bannizzas artiger Villa führt. Im Vordergrunde befindet sich ein kleines Ziergärtchen mit einem Springwasser; rückwärts ist der Föhrenwald durch gebahnte Gänge und bequeme Ruhesitze zu einem Parke umgestaltet worden. Von hier führen kühle Schattengänge den Anninger hinüber nach Gumpoldskirchen. Auf dem Gipfel des Berges öffnet sich ein freier Platz, den ein ungeheurer Eichenbaum beschattet; unter seinen Aesten hat Karl der VI., ein großer Liebhaber der Jagd und des Genusses der freien Natur, öftere Mahlzeiten gehalten. Vorzüglich wählte er dazu die Tage, wo ein Chiaroscuro den Himmel überzieht; und noch itzt heißen solche Tage nach ihm Kaiser Karls Tage.

Von Bannizzas Wäldchen führt die sogenannte Seufzerallee nach dem Vorderbrühl in Stoppers Kasino zu den zwei Raben. Sein Garten und der geräumige Speise- und Tanzsaal ist der Sammelplatz der Städter, derer sogenannte Landparthien sehr häufig darin bestehen, daß sie

in einem wohlvermachten Wagen ins Casino fahren, hier essen, spielen, tanzen, und dann, taumelnd an allen Sinnen, wieder in die Stadt zurückkehren. Der Freund der Natur wird sich hier höchstens so lang verweilen, als eine Mahlzeit einzunehmen erforderlich ist.

Hebenstreit's ansehnliches Landhaus und seine artigen Gärtchen zeichnen sich besonders durch den kegelförmigen, einzeln emporragenden Felsen aus, der wie ein Naturobelisk vor den Fenstern des Hauses steht. Gegenüber, etwas tiefer im Thale, befindet sich das Landhaus des Herrn von Lebzeltern.

Auf einem frei emporsteigenden Hügel liegen die Ruinen der alten

Burg Medling,

die, wie der ganze Brühl und Gießhübel, zur Veste Lichtenstein, der Herrschaft des Fürsten Poniatowsky, gehört. Ungeheure Mauerpfeiler von ro=

hen Felssteinen erheben sich über die wenigen, noch stehenden Bogen und bezinkten Mauern, und zeugen von der Höhe der Burg, deren Ruinen in mahlerischer Zerstreuung umher liegen. Selbst wenn sie zerstört, selbst auf dem Wege der Verwesung tritt die Natur mit einer Schönheit und Manchfaltigkeit in scheinbarer Zufälligkeit hervor, welche die Kunst des Menschen nie erreicht.

Die unbedeutenden Reste der Burg Medling verkünden wohl ihr hohes Alter, aber von ihrem ehemaligen Glanze und Ruhme gibt uns nur die Geschichte Zeugniß. Als Leopold der Erlauchte, Graf von Babenberg (Bamberg) im Jahr 984 von Kaiser Otto dem III. mit der Markgrafschaft Oesterreich unter der Ens belehnt wurde, drängte er die Ungern immer mehr und mehr aus dem gebirgichten Oesterreich zurück, nahm ihrem Fürsten Geiza, dem Vater ihres ersten Königs, des h. Stephans, diese wichtige Gränzfestung ab, die damahls Medelika hieß, und schlug seinen Sitz hier auf, um zur Vertheidigung seiner Markgraf-

schaft immer zur Hand zu seyn. *) Als aber der landesfürstliche Sitz von Heinrich dem II., dem ersten Herzoge von Oesterreich, 1156 nach Wien verlegt wurde, ward Medling gewöhnlich der Sitz der zweitgebornen Söhne der Herzoge, unter denen Heinrich des II. zweitgeborner Sohn, Heinreich der Aeltere, sich Dux de Medeliko nannte, mit dem bescheidenen, für jeden Menschen passenden Zusatze: Dei gratia id, quod sum. In der Folge, von 1247 bis 1252, bewohnte die schöne Gertrude diese Burg, eine Enkelin Her-

---

*) Die Chronikenschreiber des Mittelalters (fast durchgehends Mönche) beziehen zwar das Gesagte größtentheils auf das Kloster Melk, das vor Alters ebenfalls Medelika hieß; aber es ist wahrscheinlicher, daß die Gränze der Mark Oesterreich schon von Leopold dem Erlauchten bis an die äußersten Gebirgspässe gegen die pannonische Ebene vorgerückt wurde. Hätte er noch diese Pässe in den Händen der Ungern gelassen, so wären seine übrigen Besitzungen von der Ens bis Melk nicht nur sehr unbedeutend, sondern auch immer sehr gefährdet gewesen.

zog Leopold des VII. des Glorreichen, von seinem ungerathenen Sohne, Heinrich dem Grausamen.

Sie war nach dem Tode ihres Oheims, Friedrich des Streitbaren, nebst ihrer Tante Margarethe (der nachmahligen Gemahlin Ottokars) die Einzige, die Ansprüche auf die österreichische Verlassenschaft machen konnte, und da sie auch jung und schön war, so fanden sich immer Freier in Menge. Sie war drei Mahl verheirathet, und nie, weder in der Ehe noch mit ihren Ansprüchen glücklich. Liebe und Hoheit und Geist sind nicht immer vom Glücke begleitet, und das Schicksal schien ihrem Hause zu zürnen. Ihr erster Gemahl war Markgraf Wladislaw von Mähren, König Wenzels von Böhmen ältester Sohn. Er starb 1247, ohne Oesterreich behaupten zu können. Etwas glücklicher war ihr zweiter Gatte, Herrmann von Baden, der sich gegen den kaiserlichen Statthalter, Grafen von Eberstein selbst in Wien hielt, aber zu früh starb. Im Jahre 1253 vermählte sich Gertrude zum dritten Mahle mit dem russischen Fürsten Roman; als er aber bei den österreichi=

schen Ständen den gehofften Anhang nicht fand, kehrte er nach Rußland zurück, seine Gattin und ein noch ungebornes Kind verlassend. Gertrude zog nun nach Judenburg in Steiermark, wo sie bis 1271 ein Jahrgehalt von Ottokar von Böhmen, der Oesterreich besetzt hatte, erhielt. In jenem Jahre mußte sie aber nach Meißen zu Verwandten flüchten, weil sie Romans Tochter, Marie, mit Stephan, Herzog von Agram, einem Feinde Ottokars vermählte. Auch ihre beiden Kinder von Hermann von Baden traf des Schicksals Haß; was die Griechen von dem unversöhnlichen Fatum dichten, das ganze Geschlechter dem Untergange weiht, scheint nicht bloße Fabel. Ihre älteste Tochter Agnes hatte mit Ulrich von Kärnthen eine kinderlose Ehe, wodurch auch dieses Land an Ottokar fiel; und ihr Sohn der hoffnungsvolle Friedrich von Baden, ward mit Konradin, dem letzten Hohenstaufen zu Neapel 1268 enthauptet. Gertruden selbst war der Tod in der Heimath versagt, sie starb in der Fremde.

Als ganz Oesterreich von Friedrich dem Streitbaren, dessen Verbesserungsentwürfe dem Eigennutze und den Vorurtheilen so mancher dabei betroffenen Stände unterliegen mußten, abfiel, blieb bloß Medling, Starchemberg und Neustadt diesem großen Helden treu. In den folgenden Bürgerkriegen wurde die Burg Medling bald von der einen, bald von der andern Parthei besetzt, bis sie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Türken ganz zerstört worden zu seyn scheint.

Die Aussicht von dieser Burg ist entzückend schön; sie beherrscht das ganze Brühlthal, das Waldthal, das sich rückwärts an der südöstlichen Seite des Anningers hineinzieht, und den engen Paß, der die Klause heißt. Sie überblickt Wien und den größten Theil der pannonischen Ebene bis an Ungariens ferne Gebirge, und konnte daher, in Verbindung mit der auf einem Hügel ober dem Markte Medling gelegenen Warte, das Annähern der Feinde zeitlich entdecken, und diesen wichtigen Gebirgspaß hinreichend vertheidigen.

Casanova's Tuskulum.

Am Fusse des Felsens zieht sich ein mahlerischer Weg in das romantische Waldthal hinein, wo der große Mahler Franz Casanova auf einer artigen Villa seine letzten Tage verlebte, und im Jahr 1803 im Oktober starb. Hier schuf er sein großes Gemählde, Oczakows Sturm, für die nordische Semiramis; hier den großen Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1794, wo der obere Krater des Berges einstürzte. Den Umgang der Menschen vermied der Künstler; die Stunden der Muße verwendete er lieber auf seinen schönen Garten, den er zum Theil selbst bearbeitete. Für den Mann von Erfahrung, von Geist, kann es keinen höhern Genuß geben, als der Natur in ihren Entwicklungen und Schöpfungen hülfreiche Hand zu leisten; ihm, der so selten irgendwo Befriedigung findet, entsprießt sie hier, wo er allein des Erfolges seiner Bemühungen gewiß ist. Was stumpfsinnige Menschen als Handarbeit verachten, wird dem Manne, der von jener großen Ansicht

ausgehend, dem Schooße der Allmutter Erde den Samen vertraut, zur sinnvollsten Beschäftigung.

Joseph scheint das in seiner erhabenen Sphäre nicht ganz gefühlt zu haben. Als der berühmte Weltumgeher Spillard auf Josephs Frage: Was er nach all' seinen Reisen beginnen wolle, antwortete: „Nach Hause gehen und Kohl pflanzen" — erwiederte der Kaiser: „Da hätten Sie nicht so weit zu reisen gebraucht, um das zu lernen." —

Von der Natur ging der Mensch aus; aber nur Wenige, die den großen Zirkel des menschlichen Lebens, diesen ewigen Kreislauf von Hoffnungen, Zubereitungen und — Täuschungen, ganz durchlaufen haben, führt Kultur und Erfahrung wieder auf den Ausgangspunkt veredelt zurück, und lehrt sie, ihn als den einfachsten und ruhigsten würdigen. Die immer dort stehen blieben, vermögen es nicht; auch die nicht, so sich in ihrem Laufe davon entfernten, ohne Geist, Muth und Glück genug zu haben, den Zirkel ganz zu beschreiben oder im Geiste zu überblicken.

Von

Nach der Natur gezeichnet v. Maillard. Gest. von J. Blaschke.

Die Klause bey Mödling.

Von [illegible] Ausflug kehrte ich wieder in das [illegible] zurück, das hier zu Ende ist. Die Berge nähern sich nun immer mehr; ungeheure Felsenmassen erheben sich ihrem Schoße, [illegible], übereinander sich [illegible]hängend, einen gigantesken [illegible]. In einem kühlen Schatten liegen die Häuser des Dörfchens.

Die Klause.

Das Thal scheint ein verfallener Naturpalast der Natur, und unter seinen verödeten Hallen haben Krämer sich Hütten erbaut, wie die heutigen Italiener unter den Marmorpalästen der alten Römer.

Mit Mühe findet der Nonnenbach, oder wie er an [illegible] heißt, der Medlingbach, noch neben der Straße Platz für sich. Wo das Thal zu enge wird, unterjocht ihn die Straße, und eine Brücke liegt über ihm, wie ein siegender Kämpfer über dem Besiegten. Aus dem kahlen Ge-

Von Casanovas Tuskulum kehrte ich wieder in das Brühlthal zurück, das hier zu Ende ist. Die Berge nähern sich nun immer mehr; ungeheure Felsenmassen entwinden sich ihrem Schooße, und wölben, übereinander sich vordrängend, einen gigantesken Portikus. In seinen kühlen Schatten liegen die Häuser des Dörfchens

Die Klause.

Das Thal scheint ein verlassener Riesenpallast der Natur, und unter seinen verödeten Hallen haben Krämer sich Hütten erbaut, wie die heutigen Italiener unter den Marmorpallästen der alten Römer.

Mit Mühe findet der Nonnenbach, oder wie er nun heißt, der Medlingbach, noch neben der Straße Platz für sich. Wo das Thal zu enge wird, unterjocht ihn die Straße, und eine Brücke liegt über ihm, wie ein siegender Kämpfer über dem Besiegten. Aus dem kahlen Ge-

stein sproßen einzelne Föhren, und mildern die grelle Ansicht.

Fast am Ausgange des Thales, unfern von der Mühle, hat der Bürger Johann Weiß, Kirchenmeister bei St. Stephan in Wien, ein kleines Landhaus und hinter demselben, den Berg hinauf, einen Garten angelegt, mit manchfaltigen Gängen, Aussichten und Ruheplätzen. Ein kleiner Tempel von toskanischen Säulen, verschiedene Hütten mit Gegenständen angenehmer Unterhaltung, kleine Gebüsche von ausländischen Bäumen und eine Einsiedeley, mit einem Turteltaubenschlag und Küchengarten des Klausners, wechseln aufs Angenehmste mit einander ab.

Ich freue mich immer, wenn ich auf Landhäuser von Bürgern treffe, wenn ich die Edelhöfe mancher Bauern besehe. Staaten, wo der dritte und vierte Stand so wohl sich steht, gleichen Pyramiden, die auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhen; jene, wo der Adel alles Land und alle Reichthümer besitzt, dem kelchähnlichen

Thurm, der einst zu Laxenburg stand. Der Fuß ist dünn und schmal; unproporzionirt steht der schwerere Körper oben, und zerdrückt die Grundfeste, die ihn tragen soll. Ein solcher Staat war Polen.

Medling.

Dieser landesfürstliche Markt liegt am Ende der Klause, zum Theil unter den Felsen der kahlen Berge selbst, und übt noch die Landgerichtsbarkeit über das ehemahlige Gebieth der Burg Medling aus. Er theilte mit derselben seine Schicksale und wurde zum Lohne seiner Anhänglichkeit an Friedrich den Streitbaren, den gefürchteten Feind der Ungern, von diesen im Jahre 1252 ganz eingeäschert. Seine schöne gothische Pfarrkirche ward im Jahre 1113 von Leopold dem Heiligen gestiftet, nach ihrem jetzigen Umfange aber erst im Jahre 1499 wieder erbaut. Zum Theil wurden die Bruchstücke einer Kirche der Tempelherren dazu verwendet

die nebenan eine Residenz hatten. Von letzterem Gebäude haben sich Ruinen als Denkmahle der türkischen Zerstöhrung erhalten, die von seinem ehemahligen großen Umfange zeugen. Die Kammern des untersten Stockwerkes stehen noch größten Theils mitten in ungeheuern Schutthaufen, die Gras und Erde bedeckt.

Auch die unterirdische, unter dem Hochaltare der Kirche befindliche Kapelle, wo die Tempelherren ihr Kapitel hielten, und bei ihrer gewaltsamen Ausrottung gegen vierzig ihren Tod fanden, hat sich noch erhalten; von ihr führt ein schmaler Gang in die Gruft, wo ein offenes und fünf vermauerte Gräber zu sehen sind.

Das große feierliche Gewölbe der Pfarrkirche ruht auf zwölf starken, freistehenden Säulen; der Hochaltar ist in einem erhabenen Geschmacke errichtet, und sein Altarblatt stellt eine Szene aus dem Leben des heiligen Othmars, Abts von St. Gallen vor.

Von der Kirche ist der schöne runde Glockenthurm, in welchem vier zusammenstimmende Glocken hangen, abgesondert. Mir gefällt diese Trennung der Kirche und ihrer Glockenthürme; es gewinnen dadurch beide, besonders wo die Kirche in einem alten edlen Style erbaut ist. Von diesem Thurme soll ein unterirdischer Gang der Tempelherren bis zu der an dem Wienerthore liegenden ehemahligen Kapuzinerkirche zu St. Martin geführt haben; in der an den Glockenthurm sich lehnenden Gruft, wo die Gebeine der Todten — hier gewiß nicht zur ewigen Ruhe — aufgeschichtet liegen, wird noch der Eingang dahin gezeigt.

Eine dritte Kirche besitzt Medling an der sehr alten finstern Spitalkirche, wo rechts der Weg nach dem Brühl durch die Klause, und links nach Gumpoldskirchen durch die Weingärten führt. Das Stadtthor, durch das der letztere sich durchwindet, passirt man nur mit Lebensgefahr, indem aus der Wölbung desselben von Zeit zu Zeit Ziegel herabfallen; ein sich selbst renovirendes Mo=

nument der Vergänglichkeit. Man könnte wahrlich die Ziegel der wenigen Mauern und Thore von Medling besser verwenden, als den Reisenden ein beständiges Memento mori damit zu sagen.

In dem Kloster und der Kirche der aufgehobenen Kapuziner hat Herr Bernhard Ludwig Reiffer, ein Schweizer, eine trefflich eingerichtete Bandfabrik, wo 16 bis 20 Bänder auf einem Stuhle zugleich gearbeitet werden, angelegt; nebst ihr besitzt Medling auch noch eine Musselin- Wallis- und Piqué-Fabrik des Herrn Snidter.

Wer nach der Veste Lichtenstein nicht gleich den Weg vom Brühlthale längs des Gießhübels gewählt hat, kann von Medling aus hinter der Domkirche, die neue Schießstätte vorbei, die Allee von Kirschbäumen dahin einschlagen, welche Fürst Poniatowsky da, wo der kahle Felsen eine Vertiefung mit etwas mehr Erde bildet, anlegen ließ.

Da steht es in seiner rüstigen, alten Pracht und Größe, das hohe, stolze, ganz aus Quadern erbaute, frei und licht liegende

Lichtenstein.

Auf der nordöstlichen Seite aus dem Felsen selbst hervorgehend, dessen eckichte Seiten weggesprengt worden zu seyn scheinen, um ihn steil wie eine Mauer zu machen, ist es auf der westlichen von einem beträchtlichen Zwinger umfangen, in dessen Hof das alte Thor führt, und wo die Stallungen und Wohnungen der Knechte lagen. Es ist ein hoher Anblick, die Felsenstücke des Berges selbst zu Grundpfeilern und Wölbungen der Auffahrt in das Innere der Burg verwendet zu sehen. In der Bauart, wie in ihren Handlungen, prägten unsre Ahnen ihren Charakter ab; an den Mauern dieses Schlosses hinterließen sie noch überdieß Spuren ihrer Eleganz und Kunst, besonders in Bearbeitung der Steine an den Fenstern der Kapelle und des Rittersaales.

Dem vorigen Besitzer des Schlosses, Freiherrn von Penkler, verdankt man die Herstellung der Treppen, um die fünf Stockwerke des Schlosses mit Bequemlichkeit besehen zu können. Der größte Theil der Zimmer ist noch ganz gut erhalten, und gewährt die manchfaltigsten Ansichten, rückwärts in stille einsame Thäler, vorwärts in die lebendige Ebene voll wohlbevölkerter Ortschaften, von denen Medling, Brunn und Enzersdorf in der ersten Reihe liegen. Weiter hinaus überblickt man die ungeheure Steinmasse der Stadt, die von Simmering bis an die Gebirge bei Rhodaun eine bald dichtere bald schmälere, bei vier Stunden lang zusammenhangende Linie von Häusern bildet. Seitwärts sieht man rechts und links köstliche Weinberge, die den herrlichen Brunner bringen, und von den nackten kahlen Felsen auslaufen, welche auf der einen Seite das neue Schloß Lichtenstein mit seinem Parke, auf der andern das Gasthaus Sonnleithners, und etwas entfernter, auf der Spitze des Gießhübels, Miliottis mahlerische Häuschen tragen.

Der große Rittersaal und die schöne Kapelle in den obern Regionen, und als Gegenstücke dazu in den untern das Burgverließ und die Gefängnisse, ziehen am längsten die Aufmerksamkeit an sich. Der Kontrast der Empfindung, den ihr Anblick bewirkt, ist dem ihrer Lage gleich; aber überall weht ein Geist von Hoheit, Macht und Stärke vor, den selbst die alles besiegende Vernichtung nicht vernichten konnte.

Wahrhaftig, wenn diese Burg das Stammhaus der Familie Lichtenstein nicht wirklich ist, so verdiente sie doch es zu seyn; nur in einer solchen Lage konnte so ein kraft- und geistvolles Fürstenhaus unvergängliche Wurzel schlagen und Keime treiben. Gewöhnlich zwar hält man dieses Schloß dafür, und setzt seine erste Erbauung in das eilfte Jahrhundert zurück; Einige aber leiten den Ursprung des Hauses Lichtenstein von einem gleichnahmigen Schlosse in der Schweiz ab. So viel ist gewiß, daß diese Veste bis 1375 im Besitze der Herren von Lichtenstein war. Als aber in diesem Jahre Johann von Lichtenstein, Hofmeister an Her-

zog Albert des III. Hofe, und schlechthin nur der gewaltige Hofmeister genannt, dem Erzbischofe von Salzburg, Pilgrim, ein kostbares, reich mit Perlen gesticktes Kleid, das der Bischof aus der Verlassenschaft seiner Schwester, einer verwittweten Lichtenstein, in Anspruch nahm, verweigerte, wußte Pilgrim ihm des Herzogs Ungnade zuzuziehen, so daß er seiner Würden entsetzt, und mit Einziehung von 23 Schlössern, Gütern und Häusern bestraft wurde. Im Jahre 1381 kauften es die Grafen Cilly vom Hofe, und besassen es bis 1456, wo der unglückliche Ulrich Cilly ein ähnliches, nur noch schrecklicheres Schicksal wie Johann Lichtenstein erfuhr. Aber das Haus Lichtenstein siegte, wie sein gewaltiges Urschloß, über die Unbilden der Zeit; nicht so die Cilly. Nachher kam Lichtenstein als kaiserliches Pfand, und in der Folge durch Kauf an verschiedene Besitzer, wovon der gegenwärtige der Fürst Poniatowsky ist.

Das neue Schloß Lichtenstein,

das an einem Hügel dem alten gegenüber liegt, enthält in seinen prächtigen Zimmern kostbare Sammlungen von Gemählden, Kupferstichen, Handzeichnungen und Kunstschätzen verschiedener Art. Auf dem Thurm der Schloßkapelle ist eine Camera obscura angebracht, wo man den Reichthum der ganzen Gegend auf Papier vor sich hingezaubert sehen kann. Der Garten, der mit großen Kosten ringsherum neu angelegt, und bis auf die Spitze jenes Hügels seit dem Jahre 1800 ausgedehnt wurde, lohnt nur in dem untern, in einer Vertiefung liegenden Theile, mit Früchten und Blumen, mit schattichten Gängen und Teichen die fleißige Hand der Kultur; in seinen höhern Regionen kommt selbst das Nadelholz nur mühsam fort, und beweist die Unausführbarkeit des Wunsches mancher Reisenden, die gerne jeden Stein mit Bäumen bepflanzt haben wollten.

Diesem harten Kalkfelsen, der freiwillig nicht einmahl den Wurzeln der Föhren Spalten zum Einklammern öffnet, kann selbst die freigebigste, unermüdetste Kultur nur dünne Schatten abgewinnen; dafür entschädigen aber die Ansichten von den verschiedenen Gängen, Ruhepunkten und Terrassen des Schlangenpfades, der auf die Spitze des Hügels führt, wo die sogenannte Aussicht steht. Hier hat man den freiesten, schönsten Uiberblick der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen; dieser kleinen Welt voll Leben, die von diesem Hügel angesehen, holder und freundlicher erscheint, als von hohen Bergen betrachtet, und die uns hier, so wie sie physisch näher liegt, auch im Genusse der Beschauung inniger und stärker anspricht.

An dieser schönen Stätte nehme ich Abschied von meinen Lesern, um sie ungestört ihren Betrachtungen zu überlassen. Möchten Sie als Hörer mit demselben Vergnügen zugehört haben, mit dem der Erzähler erzählte; möchten Sie nach einem Jahre wieder freundlich nach Ihrem Cice-

rone sich umsehen! Eine jahrlange Erinnerung ist ja keine Ewigkeit, und was würden Sie erst thun, wenn ich auf Unsterblichkeit Anspruch machte?

Berichtigungen.

Im ersten Jahrgange dieses Taschenbuches befinden sich zwei Unrichtigkeiten, die ich zu verbessern meinen Lesern schuldig bin. Die erste betrifft den Verfasser der Grabschrift auf Alxingers Denkmahl in Schönau; es ist nicht Herr von Kotzebue. Die übrigen Inschriften in Schönau sind aber meist von ihm.

Die zweite ist wichtiger. Der Werth der jährlichen Natural-Erzeugnisse von Aeckern, Wiesen, Waldungen, Gärten und Gewässern von Oesterreich unter der Ens, ohne Abzug des Hausbedarfs und der Bearbeitungskosten, ist Seite 13 zwischen 12 und 15 Millionen, jener der ganzen Monarchie auf 250 Millionen Gulden ange-

setzt. Ersterer aber sollte zwischen 120 und 150, letzterer auf 2500 Millionen Gulden angegeben seyn.

Manchen Fremden dürfte es vielleicht interessant seyn, zu wissen, daß das auf der Vignette des ersten Jahrganges abgebildete Denkmahl Josephs aus Bronze in Laxenburg, eine, nur kleinere, Probe des großen Monumentes sey, das ihm auf dem Josephsplatze zu Wien errichtet wird.

Widemann.

Nach=

Nachweiser

verschiedener Gegenstände, deren Kenntniß einem Badner Badegaste nützlich seyn kann.

Aerzte. Schenk Karl, Stadt-Bade- und Kreisarzt, Mitglied der Universität von Göttingen, wohnt in der Stadt im Mölkerhofe Nr. 7.

— Stuhlhofer Joseph, wohnt in der Stadt Nr. 22 in der Wassergasse.

— Tetzer Joseph, wohnt in der Stadt Nr. 35 in der Frauengasse.

Bademeister. (Wo man sich wegen der Badestunden anfragen, und sie zum voraus bestimmen kann.)

— Steinmetz Joseph, Bademeister vom Antons-Herzogs-Peregrinus-Theresien- und Ursprungsbade, wohnt in der Stadt Nr. 18.

— Bosch Anton, wohnt in der Stadt Nr. 82.
— Zamm Franz, vom Frauen=Joseph=und Neubad, wohnt in der Stadt Nr. 16.

Bäder und deren Preise.

I. Bäder der wärmsten Classe von 28 1/2 bis 28 Grad Wärme nach Reaumür.

1. Ursprungsbäder am Parke. Im Vollbad zahlt die Person für eine Stunde 36 kr., im Halb= oder Fußbad 18 kr. und ein Kind 9 kr.
2. Das Frauenbad, in der Stadt. Die Person zahlt 24 kr.; wer allein baden will, kann es in den Zwischenstunden von 10 bis 3 Uhr gegen einen Gulden thun.
3. Das Josephsbad, neben vorigem, faßt bei 60 Menschen. Man zahlt. 10 kr.

II. Bäder von 27 1/2 bis 27 Grad (inclus.) Wärme.

4. Die sechs Theresienbäder am Parke. In den zwei steinernen Einzel=Bädern zahlt die Person für die Stunde 45 kr., in den vier übrigen 30 kr.
5. Das Herzogsbad, in der Stadt im Herzoghofe. Der Kasten hält bei 150 Menschen; jedermann zahlt 8 kr. für ein Mahl baden.

6. Das Antonsbad, in der Stadt ebenfalls im Herzoghofe, wo man auch Wohnungen für Kurgäste findet. Es ist für 100 Menschen gemein, etwas reinlicher als das vorige und zu 16 kr. für die Person.

7. Das Neubad, gleich außer dem Frauenthore, faßt bis 50 Menschen; die Person zahlt 6 kr. Hier sind meist Juden und minder vermögliche Bürger.

8. Das Militär- oder Petersbad in der Allantgasse, ist unentgeldlich bloß für das Militär bestimmt, die auch daselbst wohnen, und einen Trakteur finden.

9. Das Sauerbad am Schwöchatbache, mit Trakteur und Wohnungen für Kurgäste. Die in dem Hause selbst wohnen, zahlen 18 kr. für jedes Mahl baden, die in den benachbarten Häusern wohnen, 24 kr.

10. Das Johannsbad, gegenüber vom vorigen zu Gutenbrunn, ist mit Wohnungen versehen. Die Person zahlt 6 kr.

11. Das Heiligenkreuzerbad, außer dem Heiligenkreuzer Thore, ist bloß zum Gebrauche dieser Stiftsgeistlichen bestimmt.

III. Bäder von 26 1/2 bis 26 Grad Wärme.

12. Das Armenbad ist unentgeldlich, theils Voll- theils Fußbad.

13. Die vier Engelsburgsbäder neben dem Saurerhofe. Hier wird Stundenweise um 20 kr. gebadet. Die Wärme dieser Bäder ist ungleich, sie erhebt sich oft von 26 bis 27 1/2 Grad.

Hierher *) gehört auch das für zehn Menschen geräumige Bad Nr. 7 rückwärts in den Theresienbädern; die Person zahlt 20 kr.

IV. Bäder von 22 Grad Wärme.

14. Das Peregrinusbad in der Berggasse außer der Stadt. Man zahlt im Fuß- und Vollbade jedes Mahl 7 kr.; wer es allein brauchen will, 24 kr.

15. Das Privatbad des Freiherrn von Wetzlar zu Gutenbrunn.

16. Das verfallene Mariazeller Bad, in der Berggasse.

Die Badequelle des Freiherrn von Fries zu Vöslau hat kaum den 20. Grad Wärme.

Ein neues Bad wird im Spital-Viertel neben dem Bockswirthshaus erbaut. Uiber den Gebrauch des Bades, und die Diät dabei etwas zu erinnern, habe ich für überflüßig gefunden, da dieß des Arztes Sache ist, und jeder den seinigen darüber zu Rathe ziehen muß. Doch wird Hrn. Schenks Taschenbuch Manchen gute Dienste leisten.

---

*) Herr Schenk ist aber hierüber Seite 162 und 181 seines Werkes im Widerspruche.

Für die Wäsche muß besonders bezahlt werden, wenn man sie nicht selbst mitbringt. Die Taxe der Wäsche ist: Für einen Männer-Talar oder Frauen-Kontusch 3 kr.; für einen Frauen Rock 2 kr.; für ein Hemde 2 kr.; für kleinere Wäschstücke 1 kr.

Die Badediener, die gewöhnlich aus- und ankleiden helfen, und die Badewäsche besorgen, pflegt man bei Endigung der Badezeit besonders zu beschenken, worin man sich nach der Vorzüglichkeit des Bades und Länge der Badezeit richtet.

Bandagen, chyrurgische. Bei Hrn. Wundarzt Rollet zu Gutenbrunn Nr. 34.

Barbier. Siehe Wundärzte.

Briefträger. In Baden befindet sich einer den ganzen Tag über im Wirthshause zum goldenen Hirschen am Platze, der die Briefe und Pakete nach Wien übernimmt; und in Wien einer im goldenen Greifen in der Kärnthnerstraße, der deren Versendung von Wien nach Baden besorgt. Mehr Schnelligkeit in der Abgabe wäre dem Badner Briefträger sehr zu empfehlen.

Buchbinder. Kanz Fortunat, in der Pfarrgasse i. d. St. Nr. 4.

Buchhändler. Geistinger Joseph, in der Pfarrgasse i. d. St. Nr. 84.

Büchsenmacher. Cadert Franz, macht besonders gute, für Jagdliebhaber, w. i. d. Wienergasse Nr. 12.

Claviermacher und Ausleiher. Riedl Augustin, am Platze i. d. St. Nr. 17.

Drexlerarbeiten (gewöhnliches Badnerandenken). Bei Tremmer Franz, in Gutenbrunn Nr. 18. und bei Walner Leopold, in s. Gew. rechts außer dem Frauenthore, w. auf d. Freiung Nr. 16.

Friseur. Köck Leopold, in der Theresiengasse i. d. St. Nr. 80.

— Stöckel Anton, zu Gutenbrunn Nr. 24.

Fuhren. Siehe Landkutscher und Postexpedizion.

Gallanteriewaarenhändler. Arnold Juliana, i. d. St. i. d. Frauengasse Nr. 33.

— Stegstein Stanislaus, in der Neugasse Nr. 78. in der Sonne, gleich rechts außer dem Frauen-Thore. Im Sommer hat er sein Gewölbe in der Renngasse.

— Narden Christian, in der Johannisgasse zu Gutenbrunn Nr. 36.

Gasthäuser. Sieh Kosthäuser, Trakteurs und Wirthshäuser.

Handschuhe (gewöhnliches Badnerandenken). Bei Berzl Regina, am Platze i. d. St. Nr. 12.

— Bei Weinschenk Jos. in seinem Gewölbe am Platze Nr. 29; wohnt in der Wassergasse Nr. 44.

Hebammen. Leidold Magdalena, Stadthebamme w. i. d. Heiligenkreuzer-Straße im Spital Nr. 41.

— Remer Theresia, i. d. St. am Platze Nr. 17.

Huterer. Witzmann Joseph, hat sein Gewölb am Platze Nr. 29; w. i. d. Annagasse im Wasser-Viertel Nr. 71.

Jahrmärkte, werden zwei, einer am 1. May, der andere am 22. August abgehalten.

Kaffehhäuser. In der Stadt.

— Otto Philipp, am Platze im Casino Nr. 19, und zu St. Helena im Casino à l'Esperance.

— Wilhelm Georg, im Redoutengebäude in der Pfarrgasse Nr. 88, gegen den Park zu.

Vor der Stadt.

— Mandel Lorenz, in Gutenbrunn Nr. 35.

— Scheiner Johann, in der Allantgasse jenseits des Schwechatbaches Nr. 27.

Auch in der freiherrlich Dobblhoffschen Meierei zu Weikersdorf wird man mit Kaffeh, und zwar ganz vortrefflichem, zu jeder Stunde des Tages, und mit Obers im Schlosse zu Gutenbrunn bedient.

Kleidermacher. Sieh Schneider.

Kosthäuser. Vor der Stadt. Döller Joseph, vom Peregrinus-Bade herüber, i. d. Renngasse Nr. 6. Man speist zu Mittage 6 Speisen um 1 fl. 20 kr. Den mittägigen Gästen wird auch ein Abendmahl zu 20 kr. von vier Speisen gegeben.

— Schildknecht Johann, vor dem Heiligenkreuzer-Thore im Spital-Viertel Nr. 80, auch zur englischen Köchin genannt, weil einige Speisen auf englische Art zubereitet werden. Die Preise sind verschieden.

— Seeger Ignaz, vor dem Heiligenkreuzer-Thor im Spital-Viertel Nro. 38.

Uibrigens hat jeder Bürger und Hauseigenthümer in Baden das Recht, Wohnungen an Badegäste zu vermiethen, und diesen Gästen zugleich die Kost zu geben. Badegäste können daher auch fast in allen Häusern Zimmer von 12, 17, 20 Kreuzern, bis zu einem Gulden täglich und darüber, finden, und zugleich den Preis der Kost selbst aushandeln. Bei obgenannten Bürgern kommen auch fremde nicht im Hause wohnende Gäste zusammen; doch dürfen sie keine Speisen über die Gasse verschicken, was nur den Trakteurs und Wirthshäusern zusteht.

Landkutscher. Sie werden wie die Briefabgaben, beim Briefträger im goldenen Hirschen auf dem Platze sowohl nach Wien, als zu benachbarten Lustreisen bestellt. Die Person zahlt 1 fl. 30 kr. von Baden nach Wien; oder für den ganzen Wagen 6 fl. Trinkgeld zahlt die Person 12 kr. Um denselben Preis bestellt man die Fuhren von Wien nach Baden im goldnen Greifen in der Kärnthnerstraße. Die alle Tage von Baden nach Wien gehende sogenannte Stellfuhre fahrt um 6 Uhr

früh von Baden, und um 3 Uhr nach Tisch von Wien ab. Der Preis für eine Person ist hier 1 fl. 20 kr. An schönen Tagen ist es sicherer, sowohl in Wien als Baden, einige Tage vorher die Fuhre zu bestellen, und für die Person mit 1 fl. voraus zu zahlen. Uibrigens kommen die Badnerwägen täglich an und gehen täglich ab.

Mahler. Hirzelberger Johann, Miniaturmahler, w. i. d. Annagasse in dem Wasserviertel Nr. 78.

— Mutz Mathäus, Portraitmahler w. i. d. Renngasse i. d. St. Nr. 66.

— Kastaneck Anton, Zimmermahler, wohnt auf den Breiten Nr. 12.

Marchandes de Mode. S. Gallanteriehändler.

Perrückenmacher. S. Friseur.

Postexpedizion. Bei Ornauer Franz, Glasermeister und Salzverschleißer am Platze i. d. St. Nr. 37. Hier kann man sowohl einen Platz auf dem Postkallesche, die Person zu 1 fl. 12 kr. und 7 kr. Trinkgeld auf jeder Stazion, nach Wien bestellen, als auch die Briefe dahin abgeben. Die Briefe, die nach Wien bestimmt sind, gehen täglich um 7 Uhr früh mit dem Postkallesche dahin ab; die über Wien weiter gehen, werden dem Nachmittags um 4 Uhr abgehenden Postkallesche mitgegeben. In Wien bestellt man Fuhren und Briefe auf der kleinen Post, erstere den Tag zuvor, letztere längstens bis halb drei Uhr, weil das

Kallesch von Wien um drei Uhr abgeht. Um 7 Uhr Abends kommen die Wienerbriefe in Baden an, die aus weiteren Gegenden den andern Tag um 7 Uhr früh. Hier kann man auch Extrapost und Extrastaffeten bestellen.

Schießstätte. Außerhalb des Wienerthores am Weingebirge an.

Schneider. In der Stadt.

— Renner Ferdinand, am Platze Nr. 17.
— Schuster Joseph, in der Adlergasse Nr. 58.
— Schwarz Joseph, in der Renngasse Nr. 73.

Vor der Stadt.

— Arthofer Anton, in der Wienergasse Nr. 8.
— Diedrich Franz, im Schießgraben Nr. 84.
— Stark Joseph, in der Berggasse Nr. 32.
— Stricker Adalbert, in Gutenbrunn Nr. 37.
— Wisneth Johann, in der Neugasse Nr. 75.

Schuster. In der Stadt.

— Janitsch Johann, in der Renngasse Nr. 63.
— Wallner Joseph, in der Rathhausgasse Nr. 40.

Vor der Stadt.

— Beer Joseph, am Neustift Nr. 3.
— Foller Ferdinand, in der Allantgasse Nr. 24.
— Koll Joseph, in der Wassergasse Nr. 46.
— Pfeiffer Johann, in der Wienergasse Nr. 11.

— Rapp Anton in Gutenbrunn. Nr. 42.

Sesselträger. Sind zu bestellen am Wasserthore i. d. St. Nr. 26.

Spatziergänge und Unterhaltungen. (S. im Taschenbuche selbst von Seite 10 bis Seite 65. und die, S. 123. bei der Aussicht vom Kalvarienberg, angeführten Orte).

Stadtthore. Es stehen noch vier: das Wienerthor, dann links weiter das Fischer- oder Wasserthor, das Frauenthor und das Spital- oder Heiligenkreuzerthor. Das Renn- und Theresienthor, die gegen den Park zu führten, sind abgebrochen. Die Stadt hat 8 Gassen und 94 Hausnummern. Die Vorstädte von Baden werden in vier Viertel eingetheilt, sie heißen: das Wienerviertel, von 86 Nummern; das Fischer- oder Wasserviertel von 49 Nr. das Neustift von 45 Nr.; das Spital- und Rennviertel von 82 Nr. Die stehende Bevölkerung der Stadt und ihrer Vorstädte kann man auf 2200 bis 2300 Seelen schätzen; die Zahl der jährlich da ankommenden Gäste setzt man auf 3000. Zu den Vorstädten von Baden gehört aber weder Gutenbrunn, wo der Posthof, (das Schloß der Ortsherrschaft Freifrau von Wetzlar) sich befindet; noch die Dobblhofischen Orte: Weikersdorf, St. Helena und Dorf Rauhenstein am linken Ufer der Schwechat; noch die eben dieser Herrschaft gehö-

rigen Dörfer und Häuser-Gruppen; Rohr, Breiten, die Allantgasse, Engelburg, Saurerhof, am Anger, Dörfl, Point, Wolfsthal und Leiten auf dem rechten Ufer und zwischen den beiden Armen der Schwechat.

Tanzsäle. In Wilhelms Georg Redoutensaal werden bei Anwesenheit des Hofes maskirte Bälle, die Person zu 1 fl. 30 kr. und in Ottos Phil. Casino, Bälle zu 1 fl. oder einer Gesellschaft von Mehreren zu 40 kr. die Person gegeben. In den Wirthshäusern zur Weintraube und am Anger ist Tanzmusik für die minderen Klassen.

Theater. Theaterunternehmer ist Hr. Wilhelm Georg. Die Preise sind denen in den Wiener-Vorstadttheatern gleich. Auf dem ersten Parterre zahlt man 40 kr.; auf dem zweiten und der Gallerie 20 kr.; für einen gesperrten Sitz 54 kr. Wenn man sich auf ein halbes oder ganzes Monath abonnirt, so kommt man zu leichteren Preisen durch. Eine Loge auf 8 Personen kostet 6 fl. eine auf 4 Personen 3 fl.

Tischler. Gallanterie-Tischlerwarenverlag des Ignatz Lichtenecker aus Wien bei Johann Lichtenecker zu Gutenbrunn Nr. 21.

Trakteur. In der Stadt.

— Kliegel Franz, in der römischen Krone in der Renngasse Nr. 62.

— Otto Philipp, am Platze Nr. 19 im sogenannten Casino.

— Wilhelm Georg, in der Pfarrgasse im Redoutengebäude Nr. 88.

Uiberall findet man Wohnungen; das Zimmer täglich für 1 fl. und darüber. Man kann Mittags und Abends daselbst speisen; zu Mittage die Person wenigstens zu 1 fl. 30 kr.

Vor der Stadt.

— Michälofsky Michael, in Gutenbrunn Nr. 36.

— Otto Philipp, im Casino à l'Esperance zu St. Helena.

— Walter Daniel, im Saurerhofe Nr. 29, ebenfalls mit Wohnungen für Gäste versehen.

— Der Judentrakteur in der Neugasse Nr. 47 im Spitalviertel.

Die Preise sind verschieden, bei Otto und Walter die geringsten für 1 Person 1 fl. 30 kr. zu Mittage.

Uhrmacher. Fischer Mich. i. d. Berggasse im Neunviertel Nr. 3.

Wäscherinen. Köhler Barbara, i. d. St. im Mölkerhofe Nr. 7.

— Schmittel Joh., i. d. Berggasse Nr. 16.

— Zollner Eva, i. d. St. i. d. Adlergasse Nr. 55.

Weinhändler. Mayer Martin Joseph, Burgermeister von Baden und ungerischer Weinhändler, in der Wienergasse Nr. 9.

— Schober Franz, in der Wienergasse Nr. 10.

Wirthshäuser. In der Stadt.

— Adler, der schwarze, in der Rathhausgasse Nr. 43 mit einem Garten. Hieß ehemahls der Gamingerberghof. Berghof hieß er, weil daselbst das Bergrecht, d. i. die Abgaben an Most, ausgeschenkt wurden.

— Hirsch, der goldene, auf dem Platze Nr. 15. Beide gehören der Stadt Baden.

Vor der Stadt.

— Am Anger (auch beim Helfer genannt) mit einem Garten. Dobblhofisch.

— Bergwirthshaus am Kalvarienberge Nr. 11 Wetzlarisch.

— Bierhaus in der Wienergasse des Hrn. Neuhauser, vormahls das Humplische genannt, mit einem schönen Garten. Man bekommt hier zu sehr mäßigen Preisen Porzionenweise zu speisen, auch vortreffliche Weine, worunter besonders der rothe Vöslauer als ein sehr gesunder Tischwein anzuempfehlen ist. Man findet hier auch reinliche

Betten, und der Eigenthümer, der bis Michaelis 1805 das Hirschenwirthshaus in Bestand hatte, gedenkt es zu einem Einkehrwirthshaus umzustalten.

— Bock, der schwarze, i. d. Neugasse Nr. 43 im Spital = Viertel.

— Bräuhaus i. d. Heiligenkreuzer • Straße Nr. 79. Wetzlarisch.

— Breitenwirthshaus auf der Breiten Nr. 13. mit einem Garten. Dobblhofisch.

— Löwen-Wirthshaus in der Allantgasse Nr. 15; gehört Hrn. Mack Joseph.

— Saurerhof = Wirthshaus über der Schwechat Nr. 29, mit einem Garten. Dobblhofisch.

— Weintraube zu Gutenbrunn, Nr. 30. Wetzlarisch.

Wochenmarkt. Alle Freitage Vormittags auf dem Platze.

Wohnhäuser. Dazu dienen die Wirthshäuser, die Kosthäuser, die meisten Bürgershäuser. In manchen der letztern findet man eigne Küchen. Für Geistliche ist das Augustiner Kloster; für reichere Kurgäste, das Baron Arnsteinische Haus auf dem Platze nächst dem Casino; das Redoutengebäude; das Casino; die römische Krone. Unter den Bädern selbst findet man im Herzoghofe (wo sich das Herzogs = und Antonsbad befindet), Zimmer und Stallungen zu verschiedenen Preisen. Für erstre ist wenigstens 24 kr.; für ein Pferd täg-

lich 6 kr. Gleicher Weise im Sauerhofe und im Johannsbade.

Wundärzte und Geburtshelfer. Hr. Rollet Anton, Vorsteher des chyrurgischen Gremiums zu Baden; wohnt in Gutenbrunn Nr. 34. Man findet bei ihm auch einen Bandagenverlag, einen Schematismus von Baden, und ein Kabinet von Naturalien aus der Gegend von Baden, aus allen drei Reichen der Natur.

— Schratt Chrysost., Kreiswundarzt, w. am Platze i. d. St. Nr. 39.

— Symbschön Johann, w. i. d. Wienergasse Nr. 66.

Zuckerbäcker. Sieh Stadttrakteurs. Ferner: Trostock Mathias, in der Pfarrgasse i. d. St. Nr. 84.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiedemann, Joseph Georg,

Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien

Bd.: 2

Wien (1806)

Res/Austr. 5124-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10914640-9